Magazin
für die
Deutsche Sprache.

Von

Johann Christoph Adelung.

Ersten Jahrganges zweytes Stück.

Leipzig, 1782.
auf Kosten des Verfassers.
In Commission zu haben auf der hiesigen Zeitungs-Expedition, in der Buchhandlung der Gelehrten, und in der Breitkopfischen Buchhandlung.

I.

Beweis der fortschreitenden Cultur des menschlichen Geistes aus der Vergleichung der ältern Sprachen mit den neuern.

Wenn wir das menschliche Geschlecht von demjenigen Zeitpuncte an, wo die wahre Geschichte anfängt, uns dessen Art zu denken, zu handeln und zu verfahren ein wenig umständlicher zu entwickeln, durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf die neuesten Zeiten aufmerksam beobachten, so finden wir es in einer immer fortschreitenden Ausbildung und Vollkommenheit begriffen. Die anfänglich noch sehr dunkele Erkenntniß kläret sich immer mehr und mehr auf, die kaltblütige Vernunft gewinnet der Sinnlichkeit immer mehr Feld ab, der Verstand reisset sich immer mehr von den Fesseln des Irrthumes der Sinne los, die Sitten werden immer geschmeidiger und biegsamer, kurz alle Angelegenheiten des Menschen kommen dem Ziele, ihn in der gesellschaftlichen Verbindung so glücklich als möglich zu machen, immer näher. Wenn wird er es erreichen, dieses glückliche Ziel, worin die wahre Bestimmung seines

Geschlechtes, als ein unzertrennliches und fortdauerndes Ganzes betrachtet, zu bestehen scheinet? — Wer wagt es, diese Frage zu beantworten, da wir zwar den Weg, wie in einem Traume sehen, welchen er bereits zurück geleget hat, aber der, welchen er noch wandern soll, ihm mit tiefer Dunkelheit umhüllet ist.

Ich bleibe hier bloß bey den Sprachen stehen, und will einen Versuch machen, diesen fortschreitenden Wachsthum der klaren Erkenntniß an dieser ihm als einem gesellschaftlichen Geschöpfe so wesentlichen Einrichtung zu zeigen. Um aber nicht zu weitläuftig zu werden, denn das Feld ist in der That groß, werde ich nur bey einigen Erscheinungen in der Sprache stehen bleiben, und von den ältern und neuern Sprachen, welche uns hier zur Vergleichung dienen können, bloß die Hebräische, Griechische, Lateinische und Deutsche wählen, weil sie uns am bekanntesten sind, und den Fortschritt des menschlichen Geistes in einem Zeitraume von wenigstens drey tausend Jahren zeigen.

Die Sprache ist das Mittel, andern seine Begriffe und Vorstellungen durch vernehmliche Töne hörbar zu machen. Ihre Absicht ist, bey dem andern eben dieselben Vorstellungen zu erwecken, als der Sprechende hat; folglich ist die möglichst leichte Verständlichkeit das höchste Ziel, wornach sie strebet. Je geschickter nun die

Sprache

Sprache ist, diese Absicht zu erreichen, je weniger Dunkelheit und Zweydeutigkeit sie bey ihrer Einrichtung übrig lässet, desto vollkommner ist sie auch, weil alsdann Mittel und Absicht in dem einigen wahren Verhältnisse gegen einander stehen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich hier bis auf den Ursprung der Sprachen zurück gehen wollte; allein es ist mir doch wohl erlaubt, anzumerken, daß wir in der That sehr viele Gründe haben, anzunehmen, daß die Begriffe und Vorstellungen der ersten Menschen sehr sinnlich und dunkel, und ihre Sprache, das Mittel diese Vorstellungen andern hörbar und vernehmlich zu machen, eben so sinnlich, und ursprünglich nichts anders als Nachahmung der tönenden Natur waren. Die älteste Sprache war also eine Art Gesang, und sie behielt diese Art der musicalischen Declamation noch lange, als schon die Wörter längst aufgehöret hatten, unmittelbare Nachahmungen der tönenden Natur zu seyn.

So wie sich die dunkeln Vorstellungen zu klaren Begriffen aufhelleten, oder vielmehr, so wie man sich seiner klaren Vorstellungen bewußt ward, so wie man einsehen lernte, daß die Sprache hörbarer Ausdruck der Vorstellungen sey, und daß folglich ihr Tönendes ein unschickliches Mittel zum Ausdrucke klarer Begriffe sey,

weil es täuschte, und folglich der Klarheit des Begriffes entgegen wirkte, so legte man diese musicalische Declamation, wenigstens in den obern Classen, nach und nach ab. Aber in den untern erhielt sie sich noch lange, und noch jetzt gibt es ganze Provinzen, wo das niedere Volk etwas tönendes in seiner Aussprache hat.

Die lebendige Aussprache der alten Völker ist uns zwar jetzt nicht ganz mehr bekannt; allein es finden sich doch verschiedene Umstände, welche das, was ich eben gesagt habe, bestätigen. Es ist eine alte Überlieferung, daß Poesie älter ist als Prose, und wenn sie Grund haben soll, so muß man sie auf diese Art erklären. Die älteste Geschichte ist immer Gesang und Dichtung, und die ersten Gesetze wurden wie Lieder abgesungen. Wie konnten sie auch anders, da die ganze Sprache eine Art Gesang war? Man gibt den Pherecydes, welcher im Jahr der Welt 3450 lebte, für den ersten prosaischen Schriftsteller der Griechen an, welche bis dahin lauter Dichter hatten. Was heißt das anders, als daß bey der noch sehr tönenden bilderreichen Sprache, die Gränzen der Dichtung und Prose noch sehr in einander liefen, und daß er der erste war, der die bis dahin nach und nach fortgeschrittene Aufklärung der Begriffe auch auf die Sprache anwandte, und sich der kaltblütigen Vernunft gemäßer ausdruckte.

Vor ihm war Geschichte, Religion, Philosophie, kurz alles in Dichtung eingehüllet.

Aber als sich das bilderreiche und tönende schon aus dem gewöhnlichen Vortrage verloren hatte, so behielt man es noch lange für die Dichtung bey, welche eigentlich weiter nichts als Fortsetzung des alten sinnlichen Ganges der Sprache war. Daher rühret denn unter andern das prosodische Sylbenmaß der ältern Sprachen, welches mit einer Art musicalischer Declamation verbunden war, und dem Gedichte Leben und Abänderung ertheilete. Nach und nach verlor sich dieses tönende auch aus der Dichtung, besonders als die Kunst zu schreiben allgemeiner ward, und man die Gedichte nicht mehr bloß mündlich, sondern schriftlich aufbewahrete. In den neuern Sprachen hat es sich ganz verloren; das poetische Sylbenmaß ist in denselben mit dem prosaischen Tonmaße völlig einerley, und man sahe sich daher genöthiget, der Eintönigkeit durch den Reim vorzubeugen.

Durch die musicalische Declamation wirkten die ältesten Sprachen mehr auf die Sinnlichkeit und Leidenschaft; aber durch die Ablegung derselben wirken die neuern mehr auf den Verstand. Die erstern täuschen und rühren, die letztern gewähren Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe. Da nun die möglichst leichte

Verständlichkeit ganz von der letztern abhänget; so sind auch die neuern Sprachen durch die Vermeidung dieser Art Gesanges in der Aussprache ihrer Bestimmung um viele Schritte näher gekommen.

Vermuthlich war dieser Gesang auch die Ursache, warum in den ältesten morgenländischen Sprachen der Ton nicht allezeit auf die Wurzelsylbe eines Wortes geleget ward. Diese Stellung des Tones ist der Natur, selbst der rohen Natur so gemäß, daß man ihre Abwesenheit nicht anders als auf eine solche Art erklären kann. Die Griechische und Lateinische Sprache hatten in der Folge noch eine andere Ursache, von diesem Naturgesetze abzugehen, nähmlich die gehäuften Ableitungssylben, bey welchen der Ton zu weit vom Ende gekommen seyn würde, wenn man ihn allemahl auf die Stammsylbe hätte legen wollen. Die neuern Sprachen beobachten dieses Naturgesetz ein wenig übereinstimmiger, aber unter allen bekannten ist keine, welche demselben so getreu geblieben wäre, als die Deutsche. Wie sehr dadurch die allgemeine Verständlichkeit, die Absicht einer jeden Sprache, befördert wird, ist leicht einzusehen, wenn man nur erwäget, daß die Stamm- oder Wurzelsylbe den Hauptbegriff des ganzen Wortes enthält, der durch die Vor- und Nachsylben nur näher bestimmt wird. Die Verständlichkeit

muß

nothwendig gewinnen, wenn dieser Hauptbegriff allemahl schon durch die Aussprache angezeiget wird: Verlassenschaft, zertrümmern, wunderbar, Verwunderung u. s. f. wo der Ton allemahl auf der Wurzelsylbe ruhet. Nicht so die ältern Sprachen, welche ihn eben so oft auf Ableitungssylben als auf die Wurzelsylbe legen: vidére, audíre, oratiónis, mensárum, cogitáre.

Nimmt man den Satz an, daß die Sprache ursprünglich Nachahmung der tönenden Natur ist, so kann man sich auch die Frage sehr leicht beantworten, warum die Schrift der ältesten morgenländischen Völker keine Vocale bezeichnete. Die Nachahmung des Naturtones beruhet vornehmlich auf den Consonanten; die Vocale zeigen nur die Höhe und Tiefe desselben an: piff, paff, puff. So lange man daher dem Ursprunge der Sprache noch näher, und sich ihres Tönenden noch mehr bewußt war, glaubte man, die Vocale, nicht mit bezeichnen zu müssen; und das mußte denn für die Schrift viele Dunkelheit und Zweydeutigkeit machen, welchen man endlich dadurch abzuhelfen suchte, daß man die Vocale als Nebenzeichen beyfügte. Die Griechische Sprache kam ihrer Bestimmung dadurch schon näher, daß sie die Vocale als Hauptzeichen, als wahre Buchstaben des Alphabetes aufnahm; sie behielt aber doch die beyden Spiritus,

als Nebenzeichen nach der alten Einrichtung bey. Die Lateinische vernachlässigte auch diese und nach ihrem Vorgange drücken alle neuere Sprachen jeden deutlich gehörten Laut durch sein Zeichen aus, er mag Vocal oder Consonant seyn, weil die Sprache nun schon lange nicht mehr Nachahmung der tönenden Natur, sondern Ausdruck klarer Vorstellungen ist.

Die Zahl der Wurzelwörter, oder ursprünglichen Wörter ist in jeder Sprache nur klein, ohne Zweiffel, weil der Naturlaute, welche sie nachahmen, nur wenige sind. Nach und nach fand man das Mittel, ihre Zahl durch Ableitungssylben zu vermehren. Allein ehe man dieses Mittel mit Bewußtseyn und Allgemeinheit anwenden lernete, mußte die Sprache nothwendig sehr dunkel und zweydeutig seyn, und man war genöthiget, der Verständlichkeit durch Ton, Mine und Geberde zu Hülfe zu kommen. Die Hebräische Sprache ist an abgeleiteten Wörtern noch sehr arm, daher ihre Wurzelwörter oft noch so vieldeutig sind. Die spätern Sprachen wandten dieses Hülfsmittel weit häufiger an, daher denn die große Menge abgeleiteter Wörter in der Griechischen und Lateinischen Sprache, woran beyde die alten morgenländischen sehr weit übertreffen. In so fern gewann die Verständlichkeit bey ihnen freylich; allein sie gewann nur etwas, noch nicht alles, was sie bedurfte.

Die Ableitungssylbe bestimmt den Begriff des Wortes schon etwas näher, als das nackte Wurzelwort, wenn es eben dasselbe bedeuten soll; allein sie hat in den meisten Fällen doch noch einen ihr eigenen Grad der Dunkelheit, weil die wahre Bedeutung der meisten Ableitungssylben entweder ganz unbekannt oder doch sehr schwankend ist. Dieß hat man in den neuern Sprachen dunkel empfunden, und daher den Gebrauch der Ableitungssylben wieder sehr eingeschränkt, weil sie nur noch selten ein schickliches Mittel sind, einen Begriff mit der nöthigen Klarheit auszudrucken, und dadurch sorgen die neuern Sprachen in der That mehr für die möglichst leichte Verständlichkeit und für die Klarheit des Begriffes, ob sie gleich in Ansehung der Kürze verlieren. Ich werde in der Folge in diesem Magazine zu zeigen suchen, in welchen Fällen man noch im Deutschen neue abgeleitete Wörter machen kann, und welche Ableitungssylben dazu geschickt sind oder nicht.

So fern die Wörter die verschiedenen Arten unserer Vorstellungen in der Reihe der Begriffe bezeichnen, werden sie Redetheile genannt. Es gehörete viel Übung, Erfahrung und Aufklärung dazu, die Vorstellungen in gewisse Classen abzusondern, und jeder ihre gehörigen Gränzen anzuweisen. Dieß konnte nur nach und nach geschehen, daher sind die neuern Sprachen

hierin

hierin auch weit bestimmter und deutlicher, als die ältern. Die Hebräische Sprache hat eigentlich nur fünf Redetheile, das Substantiv, das Adjectiv, das Verbum, (deren Gränzen doch oft sehr in einander laufen,) das Pronomen, (und dieses sehr kümmerlich,) und die Partikel. In der Griechischen und Lateinischen Sprache sind die Gränzen dieser Redetheile nicht allein genauer bezeichnet, indem manche derselben ihre bestimmten End- und Ableitungssylben haben, sondern es sind auch manche Arten der Vorstellungen, welche sich dort nur sehr dunkel durchkreutzen, genauer von einander abgesondert und als eigene Redetheile aufgestellet worden. So löset sich die Hebräische Partikel hier schon sehr bestimmt in die Präposition, Conjunction, das Umstandswort und Interjection auf. Nur das Adjectiv wird noch sehr schwankend gebraucht, weil es sowohl dem Verbo als dem Substantive beygefüget wird. Daß der menschliche Verstand in der Deutschen Sprache der Bestimmtheit und Klarheit schon um einen Schritt näher gekommen ist, indem er dieses alte Adjectiv in das Eigenschafts- und Beschaffenheitswort aufgelöset hat, habe ich schon in dem vorigen Stücke bey Gelegenheit des Participii bemerkt.

Eben das und noch ein mehreres läßt sich von der Flexion oder Biegung der Wörter sagen. Es läßt sich

nähm-

nähmlich beweisen, daß die Flexion zwar anfänglich ein brauchbares Mittel war, Verhältnisse und Nebenbegriffe dunkel zu bezeichnen, indem diese dunkele Bezeichnung doch mehr Verständlichkeit gewährete, als gar keine; daß aber der menschliche Geist, so wie er einsehen lernte, daß diese dunkele Vorstellung zur klaren erhoben werden müsse, diesen Weg wieder verließ, und da, wo er von dem Verhältnisse und Nebenbegriffe klare Begriffe haben konnte, der Flexion die Umschreibung vorzog. Daraus muß man sich die Frage beantworten, warum die Hebräische und andere alte morgenländische Sprachen eine so mangelhafte Flexion haben, warum die Griechische und Lateinische Sprache sie so vollständig haben, und warum die neuern Sprachen in diesem Stücke wieder so arm sind.

Durch die Flexion werden Umstände, Verhältnisse und Nebenbegriffe an dem Worte selbst bezeichnet. Es geschiehet solches durch gewisse Sylben, und oft nur einfache Laute, welche anfänglich gewiß nicht willkührlich wären, und auch nicht willkührlich seyn konnten, weil in der Sprache nichts ganz willkührlich ist, welche aber bey ihrer kurzen und einfachen Beschaffenheit doch nur einen sehr dunkelen Begriff gewähren konnten, weil man von dem Verhältnisse oder Umstande selbst, welchen man dadurch bezeichnen wollte, keinen andern als

dunkelen

dunkelen Begriff haben konnte. Aber schon dieser dunkele Begriff war ein Fortschritt in der Erkenntniß, weil er schon mehr war, als gar kein Begriff. In der Kindheit der Sprache war daher an keine Flexion der Wörter zu gedenken, sondern man gebrauchte das nackte Wurzelwort unverändert, und ließ die Verhältnisse und Umstände aus dem Zusammenhange oder dem Spiele der Geberden so gut errathen, als möglich war. Nach und nach lernte man die Wörter biegen; aber immer noch sehr kümmerlich. Das siehet man deutlich an der Hebräischen Sprache, wo die Biegung sehr eingeschränkt ist, und wo man sie nicht selten da anwendet, wo sie nicht hätte angewendet werden sollen. Beweise des letztern sind die vielen Conjugationen in der Hebräischen und andern morgenländischen Sprachen, welche nicht bloß Verhältnisse und Umstände, sondern beträchtliche Abänderungen des Hauptbegriffes ausdrücken müssen, daher die nachfolgenden Sprachen sich auch wieder davon entfernet haben.

So wie sich das menschliche Geschlecht von diesen Umständen und Verhältnissen immer mehr dunkele Begriffe erwarb, so fuhr es auch fort, sie auf ähnliche Art in der Sprache zu bezeichnen. Daher haben die Griechische und Lateinische Sprache nicht allein die vollständigsten Declinationen, sondern auch die reichsten Conjuga-

jugationen. Das ist freylich ein Vorzug, aber nur in Vergleichung mit ältern Sprachen, welche bey ihrer mangelhaften Biegung diese Verhältnisse und Umstände gar nicht bezeichnen, sondern nur errathen lassen. Ein dunkler Begriff ist denn doch besser, als gar keiner.

Nach und nach gingen diese dunkelen Begriffe in vielen Fällen in klare über, und nunmehr lernete man auch einsehen, wie unschicklich es sey, das was man klar empfand, dunkel auszudrucken, weil die Vorstellung, die man dadurch bey dem andern erweckte, wieder nur dunkel werden konnte. Dieß ist die wahre Ursache, warum die neuern Sprachen den Gebrauch der Biegung wieder eingeschränket haben, die dunkeln Biegungssylben in der Declination durch Präpositionen, in der Conjugation aber durch die so genannten Hülfswörter, durch vorgesetzte Pronomina u. s. f. ersetzen, und dadurch das, was sie klar denken, auch auf eine klare Art ausdrucken. Wenn der älteste Lateiner amavi, amor, amabor sagte, so hatte er von den Modificationen, welche er dem Hauptbegriffe am oder lieb gab, gewiß nur sehr dunkle Begriffe, daher er sie auch eben so dunkel durch Biegungssylben ausdruckte. Der Deutsche und mit ihm der neuere Europäer überhaupt, der sich bey Einrichtung seiner Sprache diese Verhält-

nisse schon klärer dachte, hielt es für Pflicht, sie eben so klar auszudrücken, und sagte daher, ich habe geliebt, ich werde geliebt, ich werde geliebt werden. Wie viel verschiedene Verhältnisse muß nicht der Genitiv in der Griechischen, Lateinischen, und selbst noch in der alten Deutschen Sprache bezeichnen? ein Beweis, daß man diese Verhältnisse nur sehr dunkel dachte. Denn was kann man sich z. B. bey der Sylbe — es, einer der Biegungssylben des Deutschen Genitives, wohl klares denken, oder was für eine klare Vorstellung kann man dadurch wohl bey dem andern erwecken? Dunkel sagt der Lateiner, homo est magni ingenii, eben so dunkel der Altdeutsche, er ist ein Mann großes Verstandes, weit klärer der heutige Deutsche, er ist ein Mann von großem Verstande dunkel der Lateiner, furti aliquem accusare, eben so dunkel der Altdeutsche, jemand des Diebstahles verklagen, verständlicher der heutige Deutsche, ihn wegen eines Diebstahles verklagen. Und so in tausend ähnlichen Fällen.

Alle solche Verhältnisse, welche in den neuern Sprachen klar begriffen werden, werden daher auch nicht mehr durch die Biegung, sondern durch Umschreibung ausgedruckt, und wo die Biegung noch Statt findet, da ist selbige auch ein Beweis, daß wir von dem Verhältnisse,

selbst

selbst nur noch einen dunkelen Begriff haben, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man es versucht, sich die Verhältnisse, welche noch jetzt durch Casus u. s. f. bezeichnet werden, klar zu denken.

Zum Beweise dessen, was ich jetzt von der Biegung gesagt habe, dienen die neuern Sprachen, welche sich unmittelbar aus dem Lateinischen gebildet haben, wie die Italiänische, Französische, Spanische u. s. f. Warum sind sie z. B. in der Conjugation von ihrem Vor- und Urbilde abgegangen, und drucken die verschiedenen Verhältnisse nicht mehr durch Biegungssylben, sondern durch Wörter aus? Gewiß aus keiner andern Ursache, als aus der dunklen Überzeugung, daß es unschicklich, und der Absicht der Sprache zuwider ist, das dunkel auszudrucken, wovon das menschliche Geschlecht sich endlich klare Begriffe erworben hat.

Aus eben diesem Fortschritte des menschlichen Verstandes in der Klarheit und Deutlichkeit seiner Begriffe muß man auch den sorgfältigen und bestimmten Gebrauch der Artikel, der Pronominum, der Hülfswörter u. s. f. in den neuern Sprachen erklären, welche in den ältern Sprachen entweder gar nicht, oder doch nur sehr schwankend bekannt waren. Wie zweydeutig spricht der Lateiner, wenn er aus Mangel des Artikels sagen muß, homo adest, und wie schön vermeidet der Deut-

sche diese Zweydeutigkeit durch der Mensch ist da, oder es ist ein Mensch da.

Ich übergehe eine Menge ähnlicher Bemerkungen, um noch etwas von der Wortfolge sagen zu können. Ich darf es wohl nicht erst beweisen, daß es nicht gleichgültig ist, wenigstens nicht gleichgültig seyn sollte, wie unsere Begriffe in der Reihe der Vorstellungen auf einander folgen, daß es folglich auch nicht gleichgültig seyn kann, wie wir sie in der Sprache auf einander folgen lassen, indem manche Vorstellungen immer näher zu einander gehören, als andere, und daher auch der Natur der Sache nach in der Stellung mit einander verbunden werden müssen. So einleuchtend das scheinet, so hat es doch der menschliche Verstand nur erst sehr spät zu einer überzeugenden Klarheit in dieser Sache gebracht, und diejenigen Vorstellungen, welche unmittelbar zu einander gehören, auch neben einander stellen gelernet. Daher haben auch die Griechische und Lateinische Sprache noch keine genau bestimmte Wortfolge; nicht, als wenn es völlig gleichgültig wäre, wie man die Wörter unter einander wirft, sondern so fern es hier mehr auf die dunkle Empfindung der Schicklichkeit und des Wohlklanges, als auf klares Bewußtseyn der entfernten oder nähern Bestimmung ankommt.

Ganz anders verhält es sich in den neuern Sprachen, wo die Wörter nach einer genau bestimmten, und größten Theils sehr philosophischen Ordnung auf einander folgen müssen. Ich will zu einem Beweise nur die Folge der Wörter im Deutscheu in der gewöhnlichen Ordnung, so fern sie weder durch Gemüthsbewegungen, noch durch Conjunctionen, noch durch die Inversion verändert wird, anführen. Das Grundgesetz dieser Wortfolge bestehet darin, daß das unbestimmtere allemahl dem bestimmtern, und zwar nach dem Grade seiner Bestimmtheit vorstehet, daher ein Satz aus lauter stufenweise zunehmenden Bestimmungen des Hauptbegriffes oder Subjectes bestehet, bis endlich die Reihe der Vorstellungen am Ende des Satzes ihren ganzen Aufschluß erhält.

Daher macht das Subject allemahl den Anfang der Rede, weil es zwar an und für sich bestimmt genug ist, aber in Ansehung der Rede der unbestimmteste Theil ist, der erst durch das Prädicat seine Bestimmung erhält. Das Prädicat bestehet wieder aus mehrern Begriffen, und da immer einer den andern bestimmt, so hat jedes bestimmtes Wort, das Verbum finitum ausgenommen, seine Bestimmungswörter vor sich, und zwar nach dem Grade ihrer Bestimmung, so daß die schwächer bestimmenden den schärfern Bestimmungen

vortreten. Das Verbum finitum macht hiervon dem Scheine nach eine Ausnahme, weil es seine Bestimmungswörter nach sich hat; allein im Grunde ist es keine Ausnahme, sondern es herrscht darin eben dasselbe Grundgesetz, weil das Verbum der unbestimmteste Theil des Prädicates ist, daher es voran stehet, und dessen Bestimmungswörter nach dem Maße ihrer Bestimmung demselben nachtreten, bis das Adverbium oder Participium am Ende nicht allein dem Begriffe des Verbi, sondern auch der ganzen Rede ihre Bestimmtheit ertheilet.

Ein Beyspiel wird die Sache deutlicher machen. Die zwey schönen Rosen waren gestern in meinem Garten schon verblühet. — Die zwey schönen Rosen sind das Subject, welche ohne das folgende Prädicat der dunkelste Theil der Rede sind, weil der Zuhörer ohne dasselbe nicht wissen kann, was ich mit dem bloßen Subjecte haben will; es stehet folglich voran. Allein dieses Subject hat wieder seine Bestimmungswörter bey sich, welche denn nach dem vorigen Grundgesetze vor demselben stehen müssen, und zwar nach dem Grade ihrer Bestimmung. Der Artikel die bezeichnet bloß die Selbständigkeit; er gehet daher als die schwächste Bestimmung allen Bestimmungswörtern vor. Das Zahlwort zwey ist eigentlich ein Umstandswort, und gibt

gibt zwar eine schärfere Bestimmung als der Artikel, aber eine schwächere als das Eigenschaftswort schönen, daher stehet es zwischen beyden in der Mitte und das Adjectiv stehet unmittelbar vor seinem Substantive. Der Haupttheil des Prädicates ist das Verbum; aber um deswillen ist es auch der unbestimmteste Theil, und stehet daher voran, waren; worauf dessen Bestimmungswörter wieder nach dem Grade ihrer Bestimmung folgen. Das Adverbium, oder Participium, hier verblühet, gibt dem Verbo den stärksten Aufschluß, weil waren verblühet, schon einen völligen Verstand gewähret, daher stehet es am Ende der Rede; die Umstände aber gestern, und in meinem Garten, werden zwischen beyden in die Mitte gesetzt, und da man angenommen hat, daß der Umstand der Zeit schwächer bestimmt, als der Umstand des Ortes, so wird auch die Zeit dem Orte ordentlich vorgesetzt.

Hieraus erhellet zugleich, daß und warum es unrecht ist, den Casum Verbi an das Ende der Rede zu setzen; indem es schwächer bestimmt, als das zu dem Verbo gehörige Adverbium oder Participium, und daher diesem vorstehen muß. Ich habe gesehen den Mann, ist ganz wider den oben angeführten Grundsatz, weil hier die schärfste Bestimmung aus ihrer natürlichen Ordnung gerissen und der schwächern Bestimmung vorgesetzet

gesetzet worden. Das Deutsche Participium ist weiter nichts als ein Adverbium, und da ich sage, ich sahe ihn hier, so muß ich auch sagen, ich habe den Mann gesehen. Ich habe dieses in meiner Sprachlehre und noch mehr in meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache weitläufiger ausgeführet, und halte mich daher hier nicht weiter dabey auf.

Und nun der Nutzen dieser Einrichtung? — O, der ist beträchtlich genug. Dadurch, daß der Deutsche das unbestimmtere immer voran setzt, erhält er die Aufmerksamkeit seines Zuhörers in einer beständigen Erwartung, schärfet sie bey jedem neuen Begriffe, bis er sie endlich am Ende der Rede durch das Adverbium völlig befriediget. Die ältesten Sprachen brauchten diesen Kunstgriff so nothwendig nicht, weil sie in allen ihren Theilen mehr sinnlich waren, und daher schon dadurch die Einbildungskraft unterhielten. Die neuern, mehr der kaltblütigen und aufgeklärten Vernunft gewidmeten Sprachen mußten sich ein anderes Hülfsmittel verschaffen, die Aufmerksamkeit zu erhalten, und diese fanden sie in der gedachten Stellung der Wörter, welche gewiß so philosophisch ist, als man sie von rohen Menschen nur erwarten kann.

Derglei-

Dergleichen Bemerkungen könnten über alle Theile der Sprachlehre, und fast über alle Erscheinungen in den Sprachen gemacht werden; allein es ist zu meiner Absicht genug, den Weg dazu gebahnet zu haben. Wer sie fortsetzen will, wird endlich völlig von dem Satze überzeuget werden, daß der menschliche Verstand, so wie in allem, was ein Gegenstand desselben ist, so auch in der Sprache, unmerklich weiter rückt, und jede seiner Leitung anvertrauten Angelegenheiten ihrer Absicht immer näher bringt. Die wahre und einige Absicht der Sprache ist die möglichst leichte Verständlichkeit in dem gesellschaftlichen Leben, und wer die neuern Sprachen aus diesem Gesichtspuncte mit den ältern vergleicht, wird endlich finden, daß diese jenen darin weit nachstehen müssen.

Man lieset oft Klagen über die Deutsche Sprache. Der eine beschwert sich über den Mangel der Participien, der andere über das Geschlepp der Hülfswörter, der dritte über die Artikel und über die Pronomina vor den Verbis, der vierte über die sclavische Ordnung in der Wortfolge, und wer weiß worüber nicht was. Es ist nunmehr leicht, diese Klagen zu beurtheilen. Die angebenen Mängel sind wahre Vorzüge, weil die Deutsche Sprache in diesen und andern ähnlichen Fällen weit bestimmter und deutlicher ist, als die Griechische und Römische, welche die Begriffe, die der Deut-

sche klar denkt und bezeichnet, nur dunkel dachten und ausdruckten. Das Participium wird auch da, wo es seinem Wesen nach ohne Anstoß gebraucht werden kann, in der heutigen prosaischen Schreibart nicht ohne alle Einschränkung gebraucht. Die dich liebenden Freunde ist völlig sprachrichtig, und der Dichter kann sich dieses und ähnlicher Ausdrücke ohne Anstoß bedienen. Allein die kaltblütige Prosa wird allemahl lieber sagen, die Freunde, welche dich lieben? Warum? — Ich wüßte hier keine andere Ursache, als weil man empfindet, daß der Nebenbegriff des Participii, wenn er durch die Biegungssylbe ausgedruckt wird, Dunkelheit verursacht, und daß der Ausdruck durch die Auflösung mehr Licht und Klarheit erhält.

Diejenigen, welche die oben gedachten Klagen über die Weitschweiffigkeit und das Schleppende der neuern Sprachen führen, sind von gedoppelter Art; es sind entweder solche, welche ihre Begriffe selbst noch nicht zur gehörigen Deutlichkeit gebracht haben, und daher ihre Rechnung bey einer Sprache, deren Gang Licht und Klarheit ist, nicht so sehr finden, als bey einer solchen, deren an sich schon dunkele Einrichtung bequemer ist, dunkele Begriffe in ihren Schutz zu nehmen, oder es sind Dichter. Die ersten verdienen weiter keine Aufmerksamkeit, denn die vorgegebene Kürze, hinter welcher

cher sie sich zu verbergen suchen, ist nicht die Absicht der Sprache, sondern die Verständlichkeit, und die ärmste und unvollkommenste Sprache ist immer die kürzeste, weil sie alle die Verhältnisse und Nebenbegriffe errathen lässet, welche die vollkommnere klar ausdruckt. Wäre die Kürze eine Vollkommenheit, so müßte die größte Kürze die größte Vollkommenheit seyn, und dann wüßte ich diesen Herren keine kürzere Sprache zu empfehlen, als die Pantomime.

Nur in Ansehung der Dichter muß ich noch etwas sagen. Es hat freylich seine Richtigkeit, daß eine Sprache, deren Ausdrücke noch viel von dem ursprünglichen Bildlichen an sich haben, und welche in ihrem Baue eine gewisse dunkele Kürze hat, wobey sie nur die hervorstechendsten Begriffe ausdruckt, die Nebenbegriffe aber errathen läßt, für die Dichtung bequemer ist, als eine andere; daher sind es die Griechischen und Römischen mehr als die neuern Europäischen Sprachen, und die ältern morgenländischen mehr als jene, und die ursprüngliche Sprache war vermuthlich die vollkommenste Dichtung, die man sich nur gedenken kann, weil da jeder Ausdruck nicht allein ein sinnliches Bild, sondern selbst ein tönendes Bild war. Allein, die Dichtung ist denn doch nicht die wesentlichste Absicht weder der Sprache, noch des gesellschaftlichen Lebens, sondern nur eine

Nebenzierde, welche höhern Vorzügen billig nachstehet. Freylich verlieren die neuern Sprachen immer mehr in Ansehung der Dichtung, je mehr sie ausgebildet werden, oder vielmehr, je mehr der menschliche Geist seinen Wachsthum an Klarheit und Deutlichkeit auch auf sie anwendet; aber da dieser Wachsthum ein wahrer Gewinn ist, so kann jenes auch kein wesentlicher Nachtheil seyn, da es eine nothwendige Folge dieses Gewinnes ist. Unter allen neuern Sprachen ist die Französische für die Dichtung die unschicklichste, weil sie am meisten ausgebildet ist, und die meiste Klarheit und Deutlichkeit in den Begriffen erfordert.

Aber wer ist es, der den Sprachen diesen Stufengang zur immer größern Vollkommenheit vorzeichnet, und sie auf dieser Bahn erhält? Philosophen sind es nicht, denn die erfinden eigentlich nicht, sondern bemerken nur nach beträchtlichen Zeiträumen die von dem menschlichen Geiste nach und nach gemachten Erfindungen, und wohl ihnen, wenn sie hier nicht den wahren Gesichtspunct verfehlen. Sprachlehrer sind es noch weniger, denn die verkennen diesen Stufengang ganz, und arbeiten ihm nicht selten entgegen. Wenn man sich das menschliche Geschlecht in seinem Fortschritte in Fertigkeiten und Erkenntnissen von seinem ersten Entstehen an, als ein beseeltes Ganzes

gedenkt,

gedenkt, so gleicht es ganz einem einzelen Menschen, der in seiner Kindheit (den Jahrhunderten vor der wahren Geschichte,) nur höchst sinnlich, folglich dunkel, denkt und sich ausdruckt; in seinem Jünglingsalter, (den Jahrhunderten der Griechischen Cultur,) zwar mit unter viele klare und deutliche Begriffe hat, aber doch immer nur noch sinnlich schön denkt und spricht, bis endlich die wiederhohlten und gehäuften Erfahrungen ihn im reifern Alter zu dem aufgeklärten Manne machen, der Licht und Deutlichkeit in alle seine Vorstellungen und Ausdrücke bringet. Allein eine solche allgemeine Seele des ganzen Geschlechtes dürfen wir nun wohl eben nicht annehmen, und doch verdienet diese Erscheinung eine nähere Untersuchung.

Ohne Zweifel gehet es mit den Sprachen vollkommen so, wie mit allen übrigen menschlichen Einrichtungen. Sie alle sind nur stufenweise entstanden, nothdürftig ausgebildet, und nach und nach verfeinert worden, und nehmen so nach eben dem Maße an Vollkommenheit noch immer zu. Was diesen Fortschritt nicht bloß bewirket, sondern selbst unvermeidlich macht, ist die dunkele Empfindung des Bedürfnisses, welche durch den zunehmenden Bevölkerungsstand in dem eingeschränkten Raume veranlasset wird. Räumet man diesen

sen Satz ein, so werden dadurch tausend Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Verstandes deutlich, welche sonst unerklärbar bleiben. Die zunehmende Volksmenge in einem eingeschränkten Raume zwingt den herumschweifenden Wilden zum engern gesellschaftlichen Leben, gründet die bürgerliche Verfassung, macht die rohen Sitten biegsamer, nöthiget auf Vervielfältigung der Nahrungswege zu denken, veranlasset Künste und Wissenschaften, und bildet endlich auch die Sprachen aus; alles nur nach und nach, so wie die dunkele Empfindung des Bedürfnisses durch die wachsende Volksmenge lebhafter gemacht wird. Wo die gesellschaftliche Verbindung nur schwach ist, da ist das Bedürfniß zu sprechen und leicht verstanden zu werden, nicht so dringend, als in engern Verbindungen, wo die Menschen näher zusammen rücken, wo der gesellschaftlichen Angelegenheiten sehr viele sind, und wo es folglich immer nothwendiger wird, nicht allein richtig, sondern auch ohne Mühe verstanden zu werden.

2. Von

2. Von dem Hochdeutschen ß.

Es ist wohl nicht leicht ein Buchstab, welcher im Schreiben so sehr verkannt wird, als das ß, und da ich in meinen Sprachlehren nicht umständlich genug davon gehandelt habe, so will ich es hier nachzuhohlen suchen.

Der Sauselaut ist der Lieblingslaut nicht allein aller Europäischen Völker, die nördlichsten etwa ausgenommen, sondern auch der mittlern und südlichen Deutschen. Alle haben ihn daher nach allen Graden der Stärke, und besonders haben die Deutschen ihn vierfach: den gelinden nach einem gedehnten Vocale, lēsen, Bēsen, bōse, Rōse, lōse; den scharfen gleichfalls nach gedehnten Vocalen, Būße, spāßen, sie sāßen, das Rōßel; den verdoppelten, welcher nur nach geschärften Vocalen ausgesprochen werden kann, lássen, méssen, geséssen, genóssen, küssen; und den harten, das z, welcher sowohl nach gedehnten, als nach geschärften Vocalen stehet, zum Beweise, daß er seiner Natur nach kein doppelter, sondern eben sowohl ein einfacher Buchstab ist als die übrigen.

Von diesen werden s, ß und ss in den Provinzen überaus häufig verwechselt. Man schreibt bald Buse, fliesen,

fliesen, gemäs, die Gemäsheit, bald anmassen, geniessen, die Busse, bald eßen, müßen u. s. f. da man doch Buße, fließen, gemäß, Gemäßheit, anmaßen, genießen, essen, müssen schreiben sollte. Rühret solches von einer falschen Aussprache her, welche die drey Grade des Sauselautes nicht gehörig unterscheidet, oder von der Empfindung, welche nicht fein genug ist, die Grade der Aussprache zu bemerken, oder endlich von der Unkunde des einigen richtigen Schreibegebrauches? Doch es mag herrühren, woher es wolle, so ist es der Mühe werth, die Sache ein wenig genauer aus einander zu setzen, weil die in diesem Stücke begangenen Fehler dem Hochdeutschen das Lesen solcher Schriften unausstehlich machen, weil er immer entweder falsch aussprechen, oder anders lesen muß, als geschrieben ist. Ich lasse das z hier fahren, weil ich demselben in der Folge einen eigenen Aufsatz bestimmet habe, und bleibe hier nur bey den drey ersten Graden dieses Lautes stehen, weil sie es eben sind, welche so sehr verwechselt zu werden pflegen.

Die Deutschen haben zur Bezeichnung dieser drey Grade folgende vier Schriftzeichen mit dem kleinern Lateinischen Alphabete angenommen, s, ſ, ß und ſſ, wovon ſ den gelinden und scharfen, s und ß den einfachen scharfen, ß und ſſ aber den gedoppelten scharfen ausdrucken.

drucken. Es wäre freylich bequemer, wenn sich diese Schriftzeichen in ihrem Gebrauche nicht so sehr durchkreuzten, und jeder Grad dieses Lautes sein eigenes beständiges Zeichen hätte. Allein, dieses war unmöglich, weil hier verschiedene einander widersprechende Analogien zusammen kommen, welche die Einförmigkeit hindern. Z. B. da man einmahl den Satz angenommen hatte, daß kein langes ſ oder ſſ eine Sylbe schließen darf, so sahe man sich genöthiget, das ſſ, wenn es am Ende stehen sollte, durch das ß zu ersetzen. Ferner, da das gelinde und scharfe ſ in der Biegung oft in einander übergehen, und die Schrift doch einmahl die nächste Abstammung bezeichnen soll, so mußte man den scharfen Sauselaut in diesen Fällen anders bezeichnen, als wenn er beständig scharf bleibet. In Eis, Maus, Haus, Beweis, Aas u. ſ. f. lautet er scharf; allein, da er in der Biegung in das gelinde ſ übergehet, des Eises, die Mäuse, die Häuser, beweisen, so konnte man nicht Eiß, Mauß, Hauß schreiben. Dieß voraus gesetzet, werden die vier Schriftzeichen folgender Gestalt gebraucht.

Das s stehet nie anders als am Ende einer Sylbe und lautet allemahl scharf. Man schreibet es: 1. Am Ende solcher Sylben, welche nicht weiter verlängert werden, les, des Daches, nichts, etwas. 2. Am

Ende

Ende solcher Sylben, wo der scharfe Sauselaut aus dem gelinden entstanden ist, oder doch in denselben wieder übergehet: böslich, boshaft von Böse, los von lösen, Beweis, Vers, Haus, weil man Beweise, Verse, des Hauses spricht.

Das ſ vertritt 1. den gelinden Sauselaut, so oft ein Vocal in einem und eben demselben Worte darauf folget, Seele, böse, Wesen, sieben, hiesig, rasen. 2. Den scharfen, sowohl vor dem t und p am Ende und in der Mitte der Wörter West, Wespe, Ast, gestern; als auch zu Anfange einer Sylbe drechseln, wachsen, klappsen, besonders wenn es aus dem s entstanden ist, Krebse, Gewächse. 3. Den Zischlaut oder das sch, vor dem t und p in vielen Fällen; doch damit haben wir es hier eigentlich nicht zu thun.

Das ſſ ist der gedoppelte scharfe Sauselaut, welcher allemahl nur nach geschärften Vocalen stehet, aber auch hier nur, wenn noch ein Vocal darauf folget, folglich in der Schrift nie am Ende einer Sylbe: lássen, hássen, Wásser, wíssen, beflíssen, der Bissen, sie góssen, müssen.

Das ß, mit welchem wir es hier eigentlich zu thun haben, wird sehr irrig Eßzett genannt, weil es nicht aus ſ und z entstanden ist, sondern das ſs der kleinern Lateinischen Schrift ist. Es vertritt: 1. das vorige ſſ

am

am Ende einer Sylbe und vor einem Consonanten, folglich nur nach geschärften Vocalen: Haß, häßlich, Schloß, ich wußte, er ißt, Sprößling. 2. Das zusammen gezogene ſ und s, dieß für dieses. 3. Seinen eigenen einfach geschärften Laut nach gedehnten Vocalen oder Diphthongen, wenn der Sauselaut geschärft bleibet, der Vocal mag seine Dehnung behalten oder nicht.

Dieses einfach geschärfte ß nun ist eigentlich der Stein des Anstoßes so vieler Provinzen, welche dasselbe immer entweder mit dem ſ oder ſſ verwechseln. Allein man darf nur auf die Dehnung des vorher gehenden Vocales, und auf die Schärfe des Sauselautes Acht geben, so wird man es nie verfehlen können. Müſe, Musa, lautet doch anders als Müße, otium, und beyde lauten anders als müſſen; der Büſen anders als die Büße, und anders als der eigene Nahme Büſſo; weiſe, sapiens, und Waiſe, orphanus, anders als weiß, albus, die weiſſen Flocken, und ich weiß; die Röſe anders als das Röß, im Honigbaue, und das Roß, equus, die Roſſe; die Maſer anders als das Māß oder die Māße, mensura, und die Maſſe, massa. Kurz das ß lautet nach gedehnten Vocalen wie das Französische c vor e und i, oder wie ç, face, grace, place, façon, daher man Französische

Wörter dieser Art, wenn man sie Deutsch schreiben muß, auch dadurch ersetzen kann, Besanßon, Faße.

Damit kein Zweiffel übrig bleibe, will ich alle die Wörter, worin die Hochdeutsche Mundart diesen einfach geschärften Sauselaut erkennet, hierher setzen. Man wird finden, daß er immer nur nach einem gedehnten Vocale stehet. Es sind folgende. Daß die abgeleiteten und zusammen gesetzten Wörter der Schreibart ihrer Stämme folgen, darf ich wohl kaum erinnern.

Aaß, doch nur so fern es im gemeinen Leben einiger Gegenden so viel als Futter für das Vieh bedeutet, z. B. Schweinaaß; weil es alsdann von essen herstammet, und auch in der Biegung das scharfe ß behält, des Aaßes. Daher auch aaßen, gleichfalls im gemeinen Leben für essen. Hingegen Aas, cadaver, bekommt nur das kurze s, weil es in der Biegung wieder in das gelinde ſ übergehet, des Aases, die Äser; und auch in der Abstammung von dem vorigen ganz verschieden ist.

Ich äß, du äßest, er äß, wir äßen u. s. f. daß ich äße u. s. f. von essen.

Amboß, des Amboßes, die Amboße. Im Niederdeutschen hingegen ist das o geschärft, und da

 spricht

spricht und schreibt man alsdann richtig die Ambosse.

Außen, außer, das Äußere, außerhalb, äußerlich, äußern.

Bemüßigen, ob es gleich von müssen abzustammen scheinet; weil das ü gedehnet wird.

Bloß, die Blöße, entblößen.

Bößeln, welches für Kegel schieben, doch nur in den niedrigen Sprecharten üblich ist. So auch Boßkugel, Boßelplatz.

Büße, büßen, bußfertig, mit allen übrigen Abgeleiteten.

Dreyßig, der dreyßigste.

Sich Erbößen, ob es gleich von Böse herkommt, von welchem es aber ein Intensivum zu seyn scheinet, daher auch das gelinde ſ von böse hier in das geschärfte ß übergegangen ist.

Das Fließ, ein Büschel Wolle, ein Fell, des Fließes; welches von Fliese in der Aussprache deutlich genug verschieden ist.

Der Fließ, ein Bach, fließen, du fließest. Aber wo der Ton geschärft wird, da stehet billig das ss, sie flossen, daß ich flösse, geflossen. Folglich auch der Fluß, flüssig, weil hier der Vocal gleichfalls geschärft wird.

Das Flöß, die Flöße, Floßfeder, die Flöße, flößen, mit allen Abgeleiteten.

Föß, ein nur provinzielles Wort, sich in Fasen auflösend.

Fräß, von fressen, daß ich fräße, der Fräß, fräßig, gefräßig.

Der Frieß, des Frießes; indessen spricht und schreibt man auch häufig, der Fries, des Frieses.

Füß, des Fußes, die Füße, fußen, Fußstapfen, und alle übrige Zusammensetzungen.

Die Geiße, Ziege.

Der Geißel, ein Leibbürge, die Geißel, eine Peitsche, geißeln.

Gemäß, Gemäßheit, das Gemäß, Art des Maßes.

Genießen, aber genossen, weil der gedehnte Ton hier in den geschärften übergehet.

Gießen, Gießer, Gießform; aber du gössest, gegössen.

Das Gliedmaß, die Gliedmaßen.

Der Grieß, des Grießes, oft auch Gries, Grieses.

Größ, mit allen Ableitungen und Zusammensetzungen, größer, die Größe, die Größen, vergrößern. Die Schlesische und andere Mundarten sprechen geschärft grösser, Grösse, vergrössern.

Der Grüß, des Grüßes, grüßen.

Hieß, du hießest, aber heissen, ich heisse, du heissest, weil hier der geschärfte Ton vorsticht.

Klöß, des Klößes, die Klöße, klößig.

Ich ließ, du ließest, sie ließen, von lässen, gelässen.

Mäß, von messen, daß ich mäße, das Maß, die Maße, mäßig, mäßigen, die Mäßigkeit, die Maßregel, ermäßigen, anmaßen.

Das Müß, Brey, zu Müße kochen. Im Hochdeutschen spricht man das s hier am häufigsten geschärft; andere Mundarten sprechen es gelinde, des Muses, wie in Gemüse.

Die Müße, otium, welche von Muse, Musa, in der Hochdeutschen Aussprache deutlich genug unterschieden ist. So auch müßig, sich abmüßigen, der Müßiggang.

Muthmaßen, die Muthmaßung, muthmaßlich.

Nießen, in genießen, Nießbrauch, welches sich von niesen in der Aussprache hinlänglich unterscheidet.

Das Nöß, die Nößer, ein Meißnisches Provinzial-Wort, ein Stück Vieh, besonders von dem Schaf- Rind- und Pferdeviehe.

Das Nößel, im Niederdeutschen nur Ößel, ein Nößelglas.

Profóß, des Profoßes, aus dem Französischen Prevost.

Der Radieß, die Radieße, Radießchen.

Das Rieß Papier, die Rieße, welches ganz anders lautet, als der Riese.

Das Rôß, des Rôßes, die Wachsscheiben im Honigbaue, an andern Orten das Gewirk, die Waben, welches von Róß, des Rósses, ein Pferd, hinlänglich unterschieden ist.

Der Rûß, rußig, Rußschwarz, alle mit einem gedehnten u.

Ich sâß, von sitzen, daß ich säße. Aber geséssen, die Landsássen, landsássig.

Schießen, sie schießen, Schießgeld, Schießpulver; aber sie schóssen, daß ich schösse, geschóssen, die Schüsse.

Schließen, du schließest, die Schließe, schließlich; aber du schlóssest, geschlóssen, der Schlúß, schlússig.

Die Schlôße, es schlôßet; aber das Schlóß, des Schlosses, der Schlösser.

Der Schôß, sinus, des Schôßes, die Schôße, Schoßjünger, Schoßsünde: aber der Schóß,

die

die Schösse, ein junger Zweig, der Schoß, eine Abgabe, der Schösser, die Geschösse.

Der Späß, des Spaßes, die Späße, spaßen; in manchen Provinzen, des Spásses, spássen.

Der Spieß, des Spießes, die Spieße, spießen, Spießgesell, Spießglas, Spießruthe.

Sprießen, es sprießet; aber sie sprössen, gesprössen, der Sprösse, der Sprösser.

Stößen, du stößest, ich stieß, sie stießen, daß ich stöße, gestoßen, der Stöß, die Stöße, Anstoß, stößig u. s. f.

Die Straße, der Straßenräuber.

Süß, süßer Wein, süßeln, Süßling, Süßigkeit, versüßen.

Verdrießen, es verdrießt mich, verdrießlich; aber verdrösse, verdrossen, des Verdrusses.

Ich vergäß, du vergäßest, sie vergaßen, daß ich es vergäße; aber ich vergésse, vergéssen.

* * *

Die Unbekanntschaft mit diesem Buchstaben, und der Mangel seiner Empfindung bringt oft abenteuerliche Schreibarten zur Welt, z. B. anmaassen für anmaßen, ein wahrer orthographischer Widerspruch, weil ss nie nach gedehnten Vocalen stehen kann; Aßeßor, wel-

ches kein Hochdeutscher anders als A = ßē = ßor lesen kann; Meisen für Meissen, wo immer der erste Begriff, der dem Leser aufstoßen muß, der unter dem Nahmen der Meise bekannte Vogel seyn muß, müsen für müssen, die Grosen für Großen; weise Hasen für weisse, wo man schlechterdings eher zehen Mahl an weise, sapientes, als an weisse, albos, denken, und den wahren Verstand erst durch Vergleichung des Zusammenhanges heraus bringen muß.

Es ist nur die Frage, ob nach einem Doppellaute auch ein ſſ stehen könne, oder ob man nach demselben schlechterdings allemahl ein ß stehen müsse, wenn das ſ schärfer als einfach ausgesprochen wird. Daß man Schleuse, Meise, der Vogel, weise, sapiens, die Häuser, Eisen, weisen, zeigen, u. s. f. schreiben müsse, leidet weiter keinen Anstoß, weil die gelinde Aussprache des ſ hier nicht zu verkennen ist. Aber, wie wenn es schärfer lautet; soll man beissen, Meissen, Misnia, Preussen, heissen, sich befleissen, gleissen, reissen, schleissen, spreissen, schmeissen, Meissel, oder beißen, Meißen u. s. f. schreiben? Weissagen gehöret nicht hierher, weil es aus weis und sagen zusammen gesetzt ist, und daher vorn mit einem kurzen s und hinten mit einem langen ſ geschrieben werden muß.

Es kommt hierbey alles darauf an, wie der vorhergehende Diphthongus lautet, ob er gedehnt, oder geschärft wird; im ersten Falle müßte ein ß, im letzten ein ſſ stehen. Im vorigen Jahrhunderte und zu Anfange des gegenwärtigen schien man nicht daran zu zweiffeln, daß ein Diphthongus geschärft werden könnte, wenigstens schrieb man ohne Bedenken, beissen, heissen u. s. f. Allein in der ersten Hälfte des gegenwärtigen machte der Satz, daß alle Diphthongi lang sind, ein Mißverständniß, und störete die ganz richtige Analogie. Freylich sind alle Doppellaute in der Poesie lang, aber das sind auch alle übrige Vocale, welche den Ton haben, sie mögen übrigens geschärft oder gedehnt seyn. In fallen kann die erste Sylbe in der Poesie nie anders als lang gebraucht werden, und doch ist sie nicht gedehnt, sondern geschärft, und verdoppelt um deswillen auch den folgenden Consonanten. Diese Verwechselung der prosodischen Länge und Kürze mit dem prosaischen Tonmaße hat tausend Verwirrungen in die Sprachlehre und Prosodie eingeführet, und der eben angeführte Irrthum ist auch eine davon. Weil man lang und gedehnt für gleich bedeutend hielt, und sahe, daß nach einem gedehnten Vocale der folgende Consonant nicht verdoppelt wird, so glaubte man auch, man müsse nach dem ei das s niemahls verdoppeln, sondern

ein ß dafür schreiben, so wie man ließen, fließen, sie aßen schreibt.

Allein ich berufe mich auf das Gehör eines jeden, ob in beissen, heissen, Meissen, reissen u. s. f. das s nicht eben so gedoppelt lautet, als in hassen, lassen, müssen, und ob folglich der Doppellaut in den obigen Fällen nicht eben so viele Schärfe hat als in diesen Vocalen. Ist nun dieses, so ist auch kein Grund vorhanden, die gute und richtige Analogie zu unterbrechen, und schmeißen, befleißigen u. s. f. zu schreiben, indem daß ß nur nach gedehnten Vocalen geschrieben wird. Schreiben wir doch ohne Bedenken reitzen, beitzen, Kautz, Weitzen, heitzen, wenn Aussprache und nächste Abstammung es erfordern, warum nicht auch die Pleisse, Preussen, Reussen, schmeissen u. s. f. unter ähnlichen Umständen, zumahl da wir für die drey Grade des Sauselautes drey verschiedene Zeichen haben. Außen, außer, äußern können deßhalb immer ihr ß behalten, weil hier die Dehnung merklicher ist.

Fast eben so verhält es sich mit dem f, welches wir wirklich nach drey verschiedenen Graden haben, das gelinde nach gedehnten Hülfslauten, Hafen, Hafer, das einfach geschärfte gleichfalls nach gedehnten Vocalen,

die

die Schafe, sie liefen, schliefen, und das verdoppelte nach geschärften Vocalen, schlaff, schaffen; nur mit dem Unterschiede, daß wir für selbige nur zwey Zeichen haben, und daher das einfach geschärfte immer mit einem f schreiben müssen. Aber wenn es nach einem geschärften ei wirklich doppelt lautet, pfeiffen, schweiffen, Seiffe, Zweiffel u. s. f. so sollte man es auch billig doppelt schreiben, obgleich der schon oben angezeigte Irrthum von langen Sylben auch hier das einfache f beynahe allgemein gemacht hat. In laufen, saufen, Taufe, kaufen, die Tiefe u. s. f. ist das f bloß einfach geschärft, und da müssen wir es aus Mangel an Schriftzeichen freylich mit einem einfachen f schreiben.

3. Litteratur

3.

Litteratur der Deutschen Mundarten.

Deutschland hat so wie ein jedes anderes großes Land, außer seiner Schrift- und feinern Gesellschaftssprache eine Menge Mundarten, welche sich immer weiter von einander entfernen, je größer der Raum ist, welcher ihre Provinzen von einander trennet. Wie nothwendig und nützlich die Kenntniß aller dieser Mundarten dem gelehrten Sprachforscher ist, darf ich wohl nicht erst beweisen. Aber wie arm sind wir nicht noch in diesem Stücke! Der gegenwärtige Aufsatz wird der beste Beweis davon seyn. Ich schränke mich indessen bloß auf die heutigen Mundarten ein, um hier nicht zu weitläufig zu werden.

Daß unsere heutige Schriftsprache, oder unser heutiges Hochdeutsch nichts anders als die Meißnische Mundart der obern Classen, oder noch bestimmter, das in den obern Classen Meissens weiter ausgebildete und verfeinerte ältere Hochdeutsch ist, war ehedem niemanden unbekannt, und ich könnte sehr zahlreiche Zeugnisse einzeler Schriftsteller davon anführen, wenn es nöthig wäre. Statt aller nenne ich nur des Herrn Ritters

Michaelis schöne Orationem de ea Germaniae dialecto, qua in sacris faciundis atque in scribendis libris utimur, Göttingen 1750. 4. Da dieser Ursprung in unsern Tagen in Vergessenheit zu gerathen schien, und man fast in allen Provinzen auf die schädliche Grille einer ausgehobenen Sprache verfiel, so habe ich denselben in dem vorigen Stücke dieses Magazines von neuem zu beweisen gesucht. Wie und durch was für Mittel diese Mundart so weit verfeinert und ausgebildet worden, daß sie die ältere Hochdeutsche Schriftsprache verdrängen, und ihre Stelle einnehmen können, habe ich in der Einleitung zu meinem Lehrgebäude der Deutschen Sprache kürzlich zu zeigen gesucht. Daß Niedersachsen seine ganze neuere Cultur aus Obersachsen erhalten hat, ist bekannt, und eben so bekannt ist es auch, daß es mit derselben auch zugleich dessen Mundart für seine höhern Classen annahm. Wenn solches besonders in den Hannöverischen Landen geschehen, zeiget ein guter Aufsatz in dem Hannöverischen Magazine von 1769, Num. 34. Das ist alles, was mir von der Geschichte dieser Mundart bekannt ist. Weit mehr haben wir von ihren Eigenheiten und von ihrem Reichthume, indem sie eigentlich der Gegenstand aller Deutschen Sprachlehren und der meisten Deutschen Wörterbücher, besonders der neuern Zeiten ist, ob sie

gleich

gleich mit sehr ungleichem Glücke in denselben ist bearbeitet worden. Zur Kenntniß der vornehmsten grammatischen Bemühungen dienet Elias Casp. Reichards Versuch einer Historie der Deutschen Sprachkunst, Hamburg 1747. 8. welcher doch nur bis auf das jetzt gedachte Jahr gehet. In Herrn Heinatz Briefen über die Deutsche Sprache, befinden sich Th. 5. S. 127 einige Zusätze dazu.

Die Provinzial-Mundarten theilen sich in zwey große Classen, welche ich lieber verwandte Sprachen als Mundarten nennen wollte, weil sie in ihrer ganzen Einrichtung oft sehr wesentlich verschieden sind. Sie theilen Deutschland von Morgen nach Abend zu in zwey ungleich große Hälften, wovon die größere von der Südlich- oder Oberdeutschen, die kleinere aber von der Nördlich- oder Niederdeutschen Sprache beherrschet wird. Die Gränzen, wo sich beyde scheiden, lassen sich nicht allemahl genau angeben, weil sie am Niederrheine, in Hessen, Thüringen, dem Saal-Kreise und der Mark Brandenburg oft sehr genau in einander fließen.

Die südlich-deutsche Sprache ist in Vergleichung mit der nördlichen reicher und ausgebildeter, weil die Cultur in dem südlichen Deutschlande am frühesten erwachte, und daher in dem mittlern Zeitalter hier die

reichsten

reichsten und blühendsten Provinzen bildete. Allein weil diese Cultur noch von der Stütze des einigen wahren und richtigen Geschmackes verlassen war, so behielt diese Ausbildung auch noch viel Rohes und Ungeschlachtes, und da das südliche Deutschland im sechzehenten Jahrhunderte in der Cultur einen Stillstand machte, so blieb die Sprache im Ganzen, was sie war, dagegen das südliche Sachsen den niedergelegten Faden aufhob, und bey seinem raschen Fortschritte in der Aufklärung und Cultur die alte Schriftsprache des südlichen Deutschlandes bis zur heutigen Hochdeutschen ausbildete. Diese südlich-deutsche Sprache fasset wieder viele besondere Mundarten in sich, welche sich nicht bloß auf ganze Provinzen, sondern oft auf jede beträchtliche Gegend in jeder Provinz erstrecken. Außer einigen allgemeinen Eigenheiten, über welche auch N. C. Lynkers diss. de Idiomate Imperiali, Jena 1699. 4. nicht hinaus gehet, ist uns von diesen Mundarten wenig bekannt, weil das südliche Deutschland in diesem Stücke überaus nachlässig gewesen ist und noch ist, daher unter allen Oberdeutschen Provinzen keine einige auch nur ein erträgliches Idioticon aufzuweisen hat; das folgende wird diesen Satz beweisen.

Von der Mundart Österreichs und der demselben einverleibten Provinzen, welche eigentlich eine Tochter

der Baierischen ist, aber sich wieder in mehrere Unterarten abtheilet, haben wir weiter nichts, als Johann Heumanns kleines mageres Verzeichniß der von ihm zu Wien bemerkten von dem Hochdeutschen abweichenden Wörter, welches sich in seinen Opusculis S. 692 f. befindet, welches man aber nach Johann Sigm. Val. Popowitschens Verbesserungen in seiner Untersuchung von dem Meere S. 295 f. berichtigen muß. Des letzteren noch ungedrucktes Österreichisches Wörterbuch würde diesem Mangel vielleicht abhelfen können. Eben derselbe hat in der gedachten Untersuchung von dem Meere etwas von der Steyermärkischen Mundart.

Eben so übel sind wir in Ansehung der so alten Salzburgischen, Baierischen und Oberpfälzischen Mundarten daran. Von der Baierischen lieferte Joh. Ludwig Prasch ein kleines Verzeichniß einzeler Wörter, welches sich bey seiner Dissert. altera de Germanica Origine linguae Latinae, Regensburg 1689. 4. und daraus in Joh. Heumanns Opusculis, S. 674 f. befindet, und von Popowitschen mit Heumanns Österreichischen zugleich mit berichtiget worden. Eine Probe von 30 Nürnbergischen Provinzial-Wörtern befindet sich in dem Deutschen Museo 1781. St. II. S. 457 f.

Die

Die ehemahlige Alemannische Mundart, die Mutter der heutigen Ober- und Niederschwäbischen, Elsassischen und Schweitzerischen, hat mit allen ihren Unterarten auch nicht einmahl so viel aufzuweisen. Etwas kommt von der Schweitzerischen Mundart in Herrn Andreä Briefen aus der Schweitz vor. Die grammatische Einrichtung der Schwäbischen Mundart läßt sich nebst vielen Provinzial-Wörtern aus dem Deutschen Sprachforscher, Stuttgard 1777 und 1778. 8. erlernen, dessen einige Absicht dahin ging, diese Mundart dem ganzen Deutschlande wieder zur Schriftsprache zu empfehlen. In den Beyträgen zur critischen Historie der Deutschen Sprache, werden B. 5. S. 277 f. einige Oberschwäbische Wörter zur Erklärung Altdeutscher Schriften angewandt.

Eben so arm ist der ganze mittlere und Nieder-Rhein, wenn ich die Pfälzische Mundart ausnehme, von deren Eigenheiten sich manches aus Herrn Jacob Hemmers Abhandlung über die Deutsche Sprache zum Nutzen der Pfalz, Mannheim 1769. 8. und aus eben desselben Deutschen Sprachlehre, Mannheim 1775. 8. erlernen läßt. Allein ein eigentliches Idioticon hat sie so wenig, als die vorhin genannten Provinzen aufzuweisen.

Das mittlere Deutschland ist nicht reicher. Von den so alten Fränkischen und Thüringischen Mundarten ist mir gar nichts bekannt, obgleich die erstern, und besonders die Hennebergische, sehr viel eigenes haben. Die Schlesische Mundart, welche ein mit Fränkisch vermengtes und mit dem Slavonischen Sprachton aufgestutztes Oberdeutsch zu seyn scheinet, wird man aus Christ. Meisners unter Schurzfleischens Vorsitze, zu Wittenberg, 1705 gehaltenen Disputation, Silesia loquens, nur sehr dürftig kennen lernen, ob sie gleich in den Greifswalder kritischen Versuchen B. 1. S. 254 f. in einem Deutschen Auszuge wieder erneuert worden.

In den neuesten Zeiten hat man die Sprache einer sonst nicht ganz unbekannten südlich-deutschen Colonie in dem Veronesischen und Vicentinischen, deren Alter aber übertrieben wird, wenn man sie noch von den Cimbern herleiten will, ein wenig näher untersucht. Die dahin gehörigen Erläuterungen stehen in Herrn Doct. Büschings Magazine, Th. 6. in eben desselben wöchentlichen Nachrichten, 1777. St. 39. und in dem Deutschen Sprachforscher, Th. 2. S. 221 f.

Weit heller ist es in der Niederdeutschen Sprache, welche sich von der Nordsee an längs den Küsten des Baltischen Meeres bis nach Preussen und Curland erstreckt, und bey allem Mangel der Ausbildung doch viel

Ange-

Angenehmes und Vorzügliches hat. Ein allgemeines Niederdeutsches Wörterbuch haben wir noch nicht, obgleich mehrere daran gearbeitet haben, worunter besonders Gerh. Meiers Sammlungen bekannt sind, welche nach dessen Tode in die Hände des Hamburgischen Bürgermeisters, Anderson, kamen. Indessen kann das Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch, dessen ich im folgenden gedenken werde, gewisser Maßen für ein allgemeines Niederdeutsches Idioticon gelten. Diese weitläufige Sprache theilet sich wieder in drey große Hauptmundarten, die Niederländische oder Niederdeutsche im engsten Verstande, die Friesische, und die Niedersächsische oder im gemeinen Leben so genannte Plattdeutsche, deren jede wieder viele besondere Mundarten unter sich begreifft. Bey der Niederländischen und den zu ihr gehörigen Holländischen, Flanderschen, Brabantischen u. s. f. halte ich mich hier nicht auf, und überlasse es daher auch andern zu bestimmen, ob sie nicht vielmehr als eine Unterart der Friesischen angesehen werden müsse.

Die Friesische, eine sehr alte Mundart und ächte Tochter der Angelsächsischen, wird am reinsten in Dithmarsen, außer dem aber in dem westlichen Theile von Schleswig, in Ost- und West-Friesland gesprochen. Sie verdiente wegen ihres Alters und ihrer Eigenheiten

eine sorgfältige Untersuchung; allein es ist noch sehr wenig in diesem Felde geschehen. Heinrich Friedrich Zieglers, ehemahligen Predigers in der Heide in Nord-Dithmarsen, kleines Dithmarsisches Wörterbuch findet sich bey Mich. Richeys Hamburgischen Idiotico, S. 405-430. Von der Sprache der Marschländer wird in Joh. Frid. Camerers Nachrichten von einigen Gegenden in Schleswig und Hollstein, S. 179 f. Nachricht gegeben, und ein Hochzeitsgedicht in dieser Mundart mitgetheilet. Eben daselbst werden, S. 226 verschiedene Proben der Helgelandischen Mundart mitgetheilet. Beyde sind Unterarten der Friesischen. Einige Friesische eigene Nahmen befinden sich in Leibnitzens Collectaneis etymolog. Th. 2. S. 235.

Die Niedersächsische, welche sich selbst die Plattdeutsche nennet, erstreckt sich von dem südlichen Schleswig an durch Holstein, Westphalen, das eigentliche Niedersachsen, Meklenburg, Pommern, Preussen, einen Theil von Liefland und Siebenbürgen, ob sie gleich in diese beyden letzten Provinzen nur durch Colonisation gekommen ist, und daher in denselben auch nicht allein herrschet. Da sie in allen diesen Provinzen nur auf das Volk und die häusliche Gesellschaft eingeschränket ist, indem sie aus den obern Gerichten und Kanzelleyen von der ältern, von den Kanzeln und aus den

feinern

feinern Gesellschaften aber von der neuern Hochdeutschen verdränget worden, so ist sie auch in der Cultur zurück geblieben, und nicht selten ein Gegenstand der Verachtung geworden. S. Bernh. Raupachs unter Franc. Alb. Aepino gehaltene Disp. de linguae Saxoniae inferioris contemtu atque neglectu injusto, Rostock 1704. 4. Ja es suchte sogar in den Nachrichten und Anmerkungen der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig St. 3. S. 383. ein Ungenannter zu beweisen, daß es nützlich und möglich sey, die Niedersächsische Sprache allmählig gar abzuschaffen, und dafür die Hochdeutsche einzuführen; ohne zu bedenken, daß wenn solches auch möglich wäre, die Hochdeutsche Mundart eine Sprache der obern Classen ist, welche in dem Munde des Volkes sehr bald wieder zu einer eigenen Mundart hinab sinken würde. Joh. Heinrich Stuß setzte diesem Vorschlage sein Pr. de consilio idiomatis inferioris Saxoniae abrogandi, Gotha, 1781. 4. entgegen. So sehr nun auch diese Mundart von manchen Unkundigen verachtet worden, so hat sie doch die meisten und besten Wörterbücher aufzuweisen, welches ihre vielen und von einander oft sehr abweichende Unterarten vollkommen verdienen.

Die erste Niedersächsische Mundart, welche ein eigenes Wörterbuch erhalten hat, ist die Hamburgische,

welcher der damahlige Professor Michael Richey sein Idioticon Hamburgense, anfänglich nur als eine Gelegenheitsschrift, Hamburg 1743. 4. widmete, selbige aber in seinem Wörterbuche zur Erklärung der eigenen in und um Hamburg gebräuchlichen Niedersächsischen Mundart, Hamburg 1755. gr. 8. beträchtlich erweiterte. Bey diesem nützlichen Buche befindet sich noch, theils eine Dialectologia Hamburgensis, S. 375-404. welche sich doch nur über den so genannten etymologischen Theil der Sprache erstreckt; theils Heinr. Friedr. Zieglers schon erwähnte Sammlung Dithmarsischer Wörter, theils endlich Nachrichten von dem seltenen Theutonista des Gerh. de Schueren, und von dem Catholico des Joh. von Janua und ihren Ausgaben.

Die Holsteinische Mundart hat, so viel ich weiß, gar nichts, und die Westphälische nichts Ganzes aufzuweisen. Allein die letztere hat doch an Joh. Christoph Strodtmanns Osnabrückischen *Idiotico*, Leipzig und Altona 1756. 8. einen schätzbaren Beytrag erhalten, welcher andere Provinzen und Gegenden billig zum Nacheifer hätte aufmuntern sollen.

Von Bremischen und Verdischen Provinzial-Wörtern hatte schon der ehemahlige Amtmann zu Ottersberg im Stifte Bremen, Justus Joh. Kelpius, ein Ver-

Verzeichniß gesammelt, welches nach seinem 1720 erfolgten Tode in die königliche Bibliothek zu Hannover gekommen ist. Eine Probe davon befindet sich unter dem Titel Specimen Glossarii Chaucici, mit Leibnitzens Anmerkungen, in dessen Collectaneis etymologicis, S. 33. Wir würden es bedauern müssen, daß die ganze Sammlung nicht gemeinnützig gemacht worden, wenn wir nicht das schöne von der Deutschen Gesellschaft zu Bremen gesammelte, und von Hrn. Prof. Eberhard Tiling heraus gegebene Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch hätten, welches von 1767 bis 1771 zu Bremen in fünf Bänden in 8 heraus gekommen ist, zum Muster eines brauchbaren Idiotici dienen kann, und gewisser Maßen die Stelle eines allgemeinen Niedersächsischen Wörterbuches vertritt. Es verdienet um so viel mehr zum Muster ähnlicher Arbeiten angepriesen zu werden, da darin bey der Aufsuchung des Stammes und des Ursprunges der Wörter die Klippen glücklich vermieden worden, an welchen die Etymologie so gerne zu scheitern pflegt.

Nach Richey's Versicherung in der Vorrede zu seinem Hamburg. Idiot. hatte der 1750 zu Mutzschen in der Oberlausitz verstorbene Prediger Joh. Christoph Mantzel, welcher aus Güstrau gebürtig war, ein Meklenburgisches Wörterbuch zum Drucke fertig, welches

nach dessen Tode an dessen Verwandten, den D. Ernst Joh. Friedr. Mantzel zu Rostock kam. Vermuthlich lieget des erstern Arbeit in derjenigen Sammlung und Erklärung Meklenburgischer Provinzial-Wörter zum Grunde, welche der letztere in einer von ihm heraus gegebenen Monathsschrift, deren Titel mir wieder entfallen ist, nach und nach bekannt machte, welche aber, so viel ich mich noch besinne, reich an etymologischen Thorheiten war.

Die Vorpommerische Mundart hatte außer einigen unbedeutenden Bruchstücken und mancher in derselben gedruckten Bücher, nichts ähnliches aufzuweisen, bis Herr Prof. Dähnert zu Greifswald sich ihrer annahm, und diesem Mangel durch sein Plattdeutsches Wörterbuch nach der alten und neuen Pommerschen und Rügischen Mundart, Stralsund 1781. 4. ersetzte. Der Mangel der Ableitung, welchen man an diesem Wörterbuche ausgesetzet hat, wird sich in den meisten Fällen leicht durch das schon gedachte Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch ersetzen lassen, in welchem die meisten Pommerschen Wörter ihren Aufschluß finden werden. In der Vorrede wird zu einem ähnlichen Wörterbuche der Hinterpommerschen Mundart von dem Herrn Präpositus Haken zu Stolpe Hoffnung gemacht.

über die Märkische Mundart hat zwar Herr Conrector Moritz, 1781, einige Briefe heraus gegeben; allein das Eigene der Mundart wird dadurch nicht aufgekläret, indem sie theils nur Sprachfehler betreffen, zu welchen sich die Märker, wenn sie Hochdeutsch reden wollen, durch ihre Provinzial-Mundart verleiten lassen, theils mit fremden Gegenständen angefüllet sind, welche noch vieler Einschränkung und Berichtigung bedürfen.

In vielen der bisher genannten Provinzen ist das Niedersächsische nur eine eingewanderte Sprache, welche die ehemahlige Wendische verdränget hat. Am jüngsten ist sie in Preussen, wo sie erst mit den Kreutzherren angekommen ist, und sich hin und wieder mit der alten Landessprache vermählet hat. Ihre Eigenheiten hat Joh. Ge. Bock in seinem Entwurfe eines Preussischen Wörterbuches, Königsberg 1759. 8. gesammelt, wo doch die wenigsten Wörter eigentlich Preussisch, die meisten aber allen Niedersächsischen Mundarten gemein sind.

Nicht viel älter ist die Sächsische Sprache in Siebenbürgen, von welcher wir doch wenig Befriedigendes haben, so sehr sie auch einer genauern Untersuchung verdienet. Etwas weniges kommt von ihr vor in Joh. Tröfters alt- und neuen Dacien, Nürnberg 1666. 12.

und in Jose. Benkö Transylvania Th. 1. S. 466. noch mehr aber in einem Schreiben, in den Wiener gel. Zeit. des Jahres 1775, und daraus in den Braunschweig. Anzeigen eben desselben Jahres, St. 93. Nach demselben ist die Sprache so wie die ganze Nation der heutigen Sachsen in Siebenbürgen ein Mischling, welcher aus mehrern zu verschiedenen Zeiten eingewanderten Ober- und Niederdeutschen, besonders aber Sächsischen Colonien, zusammen geschmolzen ist, worein sich nicht selten Wörter aus der alten Landessprache gemenget haben. Es ist daher kein Wunder, daß sie sich wieder in sehr viele Mundarten theilet, welche sich doch auf vier Hauptarten einschränken lassen, die Hermanstädtische Mundart, welche die feinste ist, sich immer weiter ausbildet, und von Zeit zu Zeit eine Menge alter Wörter und Verbindungsarten ableget. Sie ist das Hochdeutsch der Sächsisch-Siebenbürgischen Mundarten, und bestätiget den Satz, daß die Sprache der Cultur und dem Wohlstande folget; indem Hermanstadt die Hauptstadt der Sächsischen Nation ist. Die zweyte Mundart ist die Kronstädtische oder Burzelländische, welche so viel Eigenes hat, daß sie jener oft unverständlich wird; die dritte die Bistritzische, welche nur halb Deutsch seyn soll, und die vierte die Bäurische unter dem Landvolke der übrigen Gegen-

den,

ben, welche an veralteten Deutschen Wörtern vorzüglich reich ist.

Das ist das vornehmste, was wir von unsern Deutschen Mundarten besitzen, denn was hin und wieder gelegentlich in andern Schriften vorkommt, ist selten von vieler Wichtigkeit. Man urtheile nun selbst, ob man bey dieser Armuth wohl im Ernste an ein allgemeines Deutsches Wörterbuch denken könne, wozu seit einiger Zeit so viele Vorschläge geschehen sind. Die Oberdeutschen Mundarten sind für ein solches Wörterbuch die wichtigsten, weil sie mit der Hochdeutsten am nächsten verwandt sind, und gerade von diesen haben wir so viel wie nichts. So lange diese Lücken nicht ausgefüllet sind, und darüber möchte vielleicht noch mehr als ein Menschenalter vergehen, ist mit allen Vorschlägen zu einem solchen Wörterbuche niemanden gedient.

Und nun der Nutzen eines solchen allgemeinen Wörterbuches? — Nun für den gelehrten Sprachforscher würde er allerdings sehr wichtig seyn, weil es ihm die für verlohren gehaltenen Stämme vieler Wörter wieder darstellen, und tausend Dunkelheiten in den alten Deutschen Mundarten aufhellen würde. Aber, das ist denn zuverlässig auch der ganze Nutzen. Glaubt man, wie mehr als einmahl geäußert worden, daß man durch ein solches Wörterbuch die Sprache werde fixieren, oder die

Schrift

Schriftsprache bereichern können, so irret man sehr. Eine lebendige Sprache fixieren wollen ist ein Hirngespinst. Man müßte zugleich die immer fortschreitende Cultur des Verstandes und des Geschmackes fixieren wollen, und das konnten in den vorigen Jahrhunderten weder Bannstrahlen, noch Scheiterhaufen, noch Bettelorden, noch ewige Qualen jenes Lebens, und ein Wörterbuch sollte solche Wunder wirken können? Daß sich aber die Schriftsprache aus den Mundarten weder bereichern noch berichtigen läßt, wird zum Theil schon aus dem ersten Aufsatze des vorigen Stückes erhellen, soll aber zu einer andern Zeit noch deutlicher erwiesen werden.

Das nothwendigste und gemeinnützigste Wörterbuch für jede Nation von einigem Umfange ist allemahl ein Wörterbuch ihrer Schriftsprache, und das besonders um der Provinzialen willen, welche die Schriftsprache ihres Landes nicht aus eigener Erfahrung erlernen können, und doch in dem Geschmacke nicht zurück bleiben wollen. Dieses nutzet allen, ein allgemeines Wörterbuch aber nur wenigen Sprachgelehrten.

4. Von

4.

Von veralteten Wörtern.

Ich habe in dem ersten Stücke S. 29 behauptet, daß sich eine jede Sprache in dem Fortschritte ihrer Ausbildung nach und nach aller derjenigen Wörter und Verbindungsarten zu entledigen sucht, welche in den jedesmahligen Grad ihrer Cultur nicht passen, und daß es daher unbillig und wider die Absicht der Sprache ist, dergleichen Auswurf mancher Nebenursachen wegen wieder zurück zu rufen, d. i. einmahl veraltete Wörter, Formen und Verbindungsarten wieder in den Gang bringen zu wollen. Es ist nothwendig, diesen Satz ein wenig genauer aus einander zu setzen; um aber nicht zu weitläufig zu werden, werde ich hier bloß bey einzelen Wörtern stehen bleiben, und die Biegungs- und Verbindungsarten bis zu einer andern Gelegenheit versparen.

Diese Erscheinung findet sich nicht allein bey allen alten Sprachen, sondern auch bey allen neuern, und nicht allein bey allen Sprachen, sondern auch bey allen Mundarten, weil jede Mundart ihren eigenen Fortschritt in der Cultur hat, ob er gleich weit langsamer, unmerk-

unmerklicher und schwächer ist, als der Fortschritt der Schriftsprache jedes Landes.

Daß diese Erscheinung überhaupt von dem unaufhörlichen Fortschritte auf der einen Seite der klaren und deutlichen Erkenntniß, und auf der andern Seite des Geschmackes, herrühret, darf ich hier wohl nicht wiederhohlen; ich will nur die Ursachen angeben, warum eine Sprache und Mundart sich mancher Wörter von Zeit zu Zeit zu entledigen sucht, und dieses besonders an unserer Hochdeutschen Mundart zeigen, weil sie, wie eine jede mit Geschmack ausgebildete Mundart, hierin am bedenklichsten ist. Allein, da diese Ursachen sehr zahlreich sind, oft auch nur dunkel empfunden werden, und daher nach einem beträchtlichen Zeitraume nicht allemahl mehr klar angegeben werden können, so kann ich nur einige der vornehmsten anzeigen, und werde zufrieden seyn, wenn man daraus nur überzeugt wird, daß eine Nation manche Wörter nicht bloß durch einen Zufall, oder aus Nachlässigkeit, oder aus Liebe zu fremden Sprachen veralten läßt, sondern daß sie dazu gute Gründe hat.

Diejenigen Wörter, welche die Hochdeutsche Mundart während ihrer letzten Ausbildung von dem sechzehnten Jahrhunderte an hat veralten lassen, sind von gedoppelter Art, solche, welche schlechterdings und ohne alle

Bedin-

Bedingung ausgestoßen werden, und solche, welche sie nur unter gewissen Bedingungen veralten läßt.

I. Schlechterdings und ohne alle Bedingung entladet sie sich, 1. aller solcher Wörter und Ausdrücke, welche für den jedesmahligen Grad ihres Geschmackes zu niedrig sind, weil sie den beleidigenden Begriff so beleidigend als er ist, darstellen. Die unterste und niedrigste Classe der Wörter dieser Art ist immer die, welche den beleidigenden Begriff zugleich durch eine Onomatopöie ausdruckt. Da ich den Wörtern dieser Art künftig einmahl einen eigenen Aufsatz gewidmet habe, so halte ich mich hier nicht weiter dabey auf, sondern bemerke nur, daß diese Ausstoßung allemahl in den obern Classen zuerst geschiehet, und daß sie sich noch eine Zeitlang in den untern Classen erhalten, allein auch hier nur so lange, bis der Geschmack in denselben so weit verfeinert wird, daß sie das Niedrige und Unanständige in denselben empfinden. Wörter dieser Art kann eine Schriftsprache, so fern sie als Sprache des Geschmackes auftreten will, nie wieder aufnehmen, sondern sie muß den Begriff, wenn sie ihn ja ausdrucken muß, entweder umschreiben, oder durch ein unanstößiges Wort bezeichnen, welches von der beleidigenden Vorstellung ganz frey ist. Ihn durch eine Zweydeutigkeit ausdrucken, ist ein Hülfsmittel des falschen Geschmackes.

2. Aller

2. Aller verstümmelten, oder auf solche Art verkürzten und zusammen gezogenen Wörter, wodurch der noch bekannte Bau des Wortes zerstöret wird. Ich sage der noch bekannte Bau, weil wir wirklich manche auf diese Art verkürzte Wörter haben, welche noch zu der Zeit, ehe die Nation diesen Grundsatz mit Bewußtseyn anwandte, verstümmelt worden, deren wahrer Bau darüber verloren gegangen ist, und doch nicht entbehret werden können, z. B. Amt aus Ambacht, Beicht aus Begicht u. s. f. Dergleichen Wörter gelten nunmehr für Wurzelwörter. Es ist hier nur von solchen die Rede, deren wahre Gestalt noch bekannt ist, daher das Unschickliche dieser Art empfunden werden kann. Da das Eigene der Deutschen Sprache nicht durch Vermischung mit fremden zerstöret worden, so hat sie auch seit ihrer höhern Ausbildung den Grundsatz angenommen, daß der Bau eines Wortes, so fern er noch bekannt ist, folglich die nächste Abstammung, nicht unkenntlich gemacht werden darf, um die möglichst leichte Verständlichkeit nicht zu stören. Veraltete Wörter dieser Art sind, gan für gemein, z. B. Ganerbe, Kaul für Kugel, kaulich für kugelig, sintemahl für sint dem Mahle, sothan für so gethan, welches, weil es eine harte Figur enthält, gleichfalls veraltet ist; ferner, das Oberdeutsche Urfahr für Überfahrt,

fährt, das zu Luthers Zeiten noch gangbare waser für was für, haussen für hier außen, nein für hinein, rum für herum, naus für hinaus. Dahin gehören auch die eigenen Nahmen, welche so sehr verkürzt sind, daß der Bau des Wortes zerstöret, folglich die möglichst leichte Verständlichkeit gehindert wird, welche in der Hochdeutschen Mundart, als einer edlern Schriftsprache veraltet sind, und nur noch in den gemeinen Sprecharten und Provinzen leben, wie Franz für Franciscus, Heinz für Heinrich, Kunz für Conrad, Hans für Johann u. s. f. es sey denn, daß ein solcher Nahme unter seiner vollständigen Gestalt nicht mehr üblich wäre.

II. Manche Wörter veralten nur unter einer gewissen Bedingung, und diese ist denn allemahl die, wenn man ein besseres Wort an dessen Stelle hat, welches in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche mit demselben gleich bedeutend ist. Ich sage, in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, weil es im schärfsten etymologischen Verstande eigentlich keine Synonyma gibt, wohl aber dem Sprachgebrauche nach, wo der Nebenbegriff, welcher die Bedeutung zweyer scheinbaren Synonymen scheidet, oft nicht mehr empfunden wird. So vortheilhaft in einer Sprache Wörter sind, welche jeden Begriff nach allen Graden der Stärke und Schwäche und mit aller-

ley Nebenbegriffen ausdrucken, wenn selbige nur nicht unter ihrer Würde sind, so unnütz sind ihr solche, deren Unterscheidungsmerkmahle schon so unkenntlich geworden sind, daß sie in der gewöhnlichen Sprache mit andern für gleich bedeutend gelten, weil sie die allgemeine Verständlichkeit mehr stören, als befördern. Sie sucht sich daher aus dem dunkelen Gefühle dieses Übelstandes in solchen Fällen allemahl des schlechtern Wortes zu entladen. Das schlechtere Wort ist:

1. Dasjenige, welches zweydeutig ist, und entweder mit einem andern ganz verschiedenen Worte gleich lautet, oder doch mehrere Bedeutungen hat, da man denn diejenige Bedeutung, für welche man einen bessern Ausdruck hat, nach und nach veralten läſſet. In diese Classe gehören sowohl die meisten jetzt veralteten Wörter, als auch die meisten veralteten Bedeutungen noch gangbarer Wörter. Nur ein Paar zur Probe: Abendmahl für Abendmahlzeit, um der Zweydeutigkeit mit der gottesdienstlichen Bedeutung willen; aber für wiederum, um es nicht mit der Conjunction aber zu verwechseln; Acht, Verfolgung, weil Acht auch Aufmerksamkeit bedeutet; after für nach, weil es auch die Bedeutung des Unächten hat, daher ist auch afterreden, Böses nachreden oder verläumden, veraltet; bar für bloß, daher für das nie-

drige

drige barfuß lieber ungeschuhet, oder mit bloßen Füßen; bauen für wohnen, weil es auch aedificare bedeutet; Bauer für Bürger; beissen für fallen oder sinken; Dank für Gedanke und praemium; dicht für nahe; Ding für Gericht; dürfen, sich unterstehen; durstig für kühn; endelich für eilfertig, um es nicht mit endlich zu verwechseln, vielleicht auch wegen seines dunkelen Baues; Eigenschaft für Würde; einfältig für einfach; eitel für lauter; entsprechen für gemäß seyn, übereinstimmen, weil die Vorsylbe ent in allen übrigen Fällen entgegen gesetzte Bedeutungen hat, daher man Mißdeutung zu vermeiden dieses Wort hat veralten lassen, zumahl da der ganze Bau des Wortes dunkel ist, und jetzt denkt man Wunder, was man für einen Fund gethan hat, wenn man dieses längst ausgemusterte Wort wieder hervor sucht; gemäß seyn, angemessen seyn, übereinstimmen u. s. f. drucken den Begriff weit klärer und bestimmter aus. Ferner, Farbe, sowohl für Blut als Liveree; faul für unrein; frohn für heilig; das Frommen für der Nutzen; Gast, ein Fremder; Gefühl für Rauchwerk von Fell; Gicht sowohl für Bekenntniß als Gang; Gift für Gabe; heil für ganz; krank für schwach; Kummer für Arrest; kürzlich für neulich oder vor kurzem; ob für über und auf, so auch obhaben, obhanden, Obhut

 u. s. f.

u. s. f. schlecht für gerade; schlimm für schief; Schimpf für Scherz; schrecken für springen; Schweiß für Blut; so, als ein Relativum, außer im höchsten Nothfalle zur Abwechselung; sonder für ohne; Span für Streit; Strauß für Kampf; Wandel für Fehler; weben für sich bewegen. Und tausend andere Wörter und Bedeutungen dieser Art mehr. Besonders,

2. wenn ein vieldeutiges Wort auch häufig von unedlen Gegenständen gebraucht wird, und dadurch einen unedlen Nebenbegriff bekommt, da man es denn in den edlern Fällen veralten läßt; z. B. Gesell, Gespan, Knecht, Schalk, werden auch häufig von niedrigen Personen gebraucht, Schalk hat gar eine nachtheilige Bedeutung bekommen, daher sind sie in den edlern Bedeutungen Edelknecht, Adelschalk u. s. f. veraltet. Eben das gilt von Frauenvolk, Frauenmensch, und hundert andern.

3. Wenn der Bau eines Wortes dunkel, und daher die Bedeutnng schwankend und unbestimmt ist, daher man es veralten läßt, wenn man ein bestimmteres an dessen Stelle hat. Dahin gehören sowohl Stamm- und Wurzelwörter, deren eigentlicher Begriff wegen ihres hohen Alters dunkel und unbestimmt ist, zumahl wenn sie wenige oder gar keine Verwandte und Ableitungen haben, z. B. hehr, hoch, heilig, Kebs, Scheuer,

ein

ein Becher, Dod für Pathe, firn, vorjährig, Schemen, der Schatten, heim, bald für dreist, kühn, tapfer, verwegen, keck, frech, für welche viele Begriffe, welche sich alle in diesem Worte vereinigen, und es dadurch schwankend machen, man jetzt bestimmtere Ausdrücke hat; der Gehren, Falte, Zwickel, Schoß u. s. f. bider für nützlich, fromm, rechtschaffen, tugendhaft, tapfer, wie schwankend und vieldeutig, aber zugleich wie dunkel! Nur ein Freund dunkeler Begriffe kann diesem mit Recht veralteten Worte den Vorzug vor bestimmtern geben. Ferner, köhren, kiesen für wählen, Mage, ein Verwandter, Schnür, Sohnsfrau, Schwiegertochter, auch wegen Zweydeutigkeit u. s. f. Als auch abgeleitete, deren Stamm- und Wurzelwort dunkel und schwankend ist: äffern, wiederhohlen; abicht, link; oder wenn zugleich die Ableitungssylbe alt und dunkel ist; Leumund, Heimath, Eiland; oder wenn die Bedeutung aus dem Baue und der Ableitung nicht ersichtlich, folglich dunkel und schwankend ist: zwier für zweymahl, Reisig, Sippschaft, Fasching für Fastnacht, Deube für Diebstahl, dienstlich sowohl für dienlich als dienstbeflissen, Ehehaft, ein Allodium, und rechtmäßig, Ehehalte, Brötling, gehaben, entohingen für berauben, Eigener für Eigenthümer, gehehlen, Seher für Prophet. Dahin auch solche Zusammensetzungen,

wo der verlangte Begriff nicht aus der Zusammensetzung ersehen werden kann: Gottesdieb für Kirchenräuber, Wendelstein für Wendeltreppe, wahrschauen für warnen, abmahnen, lustwandeln, Feldflucht, Desertion, feldschön, in der Ferne schön, fürbaß, Sichermahl, wornach man siehet, d. i. zielet, schönfahren, behutsam verfahren.

4. Wenn der Bau mangelhaft oder nicht ausgebildet ist, folglich die Bedeutung nicht so bestimmt ausdruckt, als das abgeleitete oder mehr ausgebildete Wort: baß für besser, Fahr für Gefahr, befahren für befürchten, auch wegen Zweydeutigkeit, Drang für Drangsal, fertigen für verfertigen, gehren für begehren, letzen für verletzen, Wand für Gewand, söhnen für versöhnen, traut für vertraut, festen für befestigen, inner für innerhalb, Mahl für Mahlzeit u. s. f.

5. Wenn der Bau irregulär und abweichend ist, und man Wörter von gleichförmigern Baue dafür hat: gelahrt für gelehrt, Gelahrheit für Gelehrsamkeit, Inbiß für Anbiß und dieß für Frühstück, lobesam, männiglich, Liberey für Bibliothek, ein Zwitter von einem verunstalteten Lateinischen Worte mit einer Deutschen Ableitungssylbe. Hierher gehöret auch das in den gemeinen Sprecharten so übliche Pronomen der Identität, der nähmliche, für eben derselbe, welches

die

die edlere Hochdeutsche Mundart aus mehr als einer Ursache hat veralten lassen; sowohl um der Zweydeutigkeit willen mit dem Umstandsworte nähmlich, als auch wegen seines dunkelen und abweichenden Baues; eben derselbe sagt den Begriff weit bestimmter und edler als der nähmliche, welches nicht einmahl eine größere Kürze für sich aufzuweisen hat.

6. Wenn sich in einem Worte ein unnützer Überfluß befindet. Geleben sagt nichts mehr als leben, geruhig und geruhsam, nichts mehr als ruhig, enhinter nichts mehr als hinter. In den Verbis mit auser — und auser — ist die eine Vorsylbe überflüssig, daher sind die meisten damit zusammen gesetzten Verba veraltet, und die noch gangbar sind, sind es nur unter gewissen Umständen. In lobpreisen und Liebreiz ist die erste Hälfte überflüssig. Löbelich für löblich, dannenhero für daher, sind ohne Noth verlängert. In dem Oberdeutschen nicht nur allein für nicht nur oder nicht allein ist die eine Partikel zu viel.

7. Wenn sich die Sache selbst oder der Begriff davon geändert hat. Allemahl veraltet der Nahme derselben alsdann nicht, aber doch oft, und vornehmlich alsdann, wenn man ein besseres an dessen Stelle hat. Schorstein bedeutet eigentlich den Herd oder flachen

Stein, welcher anstatt des Herdes dienet, und kann nur sehr uneigentlich das bedeuten, was es jetzt bedeuten muß. Als man das etwas bessere Feuermauer dafür aufnahm, so fängt es an in der edlern Sprech- und Schreibart zu veralten, und lebt nur noch in der mittlern und niedern. **Ungeld**, **Unpflicht** bedeuten eigentlich freywillige Abgaben, zu welchen man nicht verpflichtet seyn wollte, daher man diese Bedingung sorgfältig durch den Nahmen selbst aufbehielt. Allein seitdem sich die Begriffe geändert haben, und die Abgaben eine der ersten Pflichten des bürgerlichen Lebens geworden sind, so sind auch diese Nahmen veraltet. So auch **Pfahlbürger**, **Landsknecht**, **Fußknecht**, **Morgensprache**, **Krebs** für Harnisch u. s. f. weil sich entweder die Sachen selbst oder doch die Begriffe davon geändert haben. Dahin gehören auch alle Kunstwörter der alten Gerichtsverfassung, des Kriegeswesens u. s. f. welche größten Theils untauglich wurden, und folglich veralten mußten, als durch Einführung des Römischen Rechts, und der Französischen Kriegesverfassung die Dinge selbst und die Begriffe davon sich änderten.

*

Es gibt noch mehrere Ursachen, warum die Sprache manche Wörter von Zeit zu Zeit ausmustert, z. B. ein belei-

beleidigender Nebenbegriff, ein Nebenbegriff, welcher zum Nachtheil des Hauptbegriffes zu sehr hervor sticht, besonders wenn er zu nahe an die Onomatopöie gränzt, wie in heischen und andern mehr. Allein, die angeführten sind hinlänglich, uns zu überzeugen, daß eine Sprache, wenn sie sich mit Geschmack und Bewußtseyn ausbildet, ihre gegründeten Ursachen hat, ihren Reichthum von Zeit zu Zeit zu mustern, und das Fehlerhafte, überflüssige und minder Taugliche auszustoßen. Ich will daher diesen Aufsatz mit einigen allgemeinen Bemerkungen beschließen.

1. Man vergesse nicht, daß diese Ausstoßung bey den Wörtern der zweyten Classe nur bedingungsweise geschiehet, nähmlich, wenn man ein besseres und schicklicheres an dessen Stelle hat. Sonst könnte man leicht den Einwurf machen, daß es noch Wörter dieser Art genug in der Sprache gebe, und da man diese ohne Anstoß gebrauche, so müßten auch jene ohne Tadel seyn. Es gibt freylich noch sehr viele Wörter aller Art, welche vor den veralteten nichts voraus haben. Allein da sie sich durch kein besseres gleich bedeutendes Wort ersetzen lassen, so behält die Sprache sie so lange bey, bis einmahl ein schicklicheres an ihre Stelle treten kann. Das Bedürfniß, seine Begriffe andern verständlich zu machen, ist die erste Absicht der Sprache, und die Be-

friedigung dieses Bedürfnisses mit Geschmack nur die zweyte.

2. Diese Ausmusterung eines minder tauglichen Wortes geschiehet nur nach und nach, weil ein Sprung nirgends weniger Statt findet, als in den Sprachen. Zuerst geschiehet sie in den obern Classen, und hier zuerst in der höhern und edlern Schreibart, weil hier der Geschmack immer am feinsten ist; daher sich das ausgeworfene Wort noch eine Zeitlang in den mittlern und untern Classen erhält, und alsdann vertraulich, niedrig u. s. f. genannt wird. Verbreitet sich der Geschmack immer mehr in den mittlern und untern Classen, so daß ein solches Wort auch hier nach und nach verdränget wird, so veralter es alsdann in der Schriftsprache völlig, und lebt nur noch eine Zeitlang in den Provinzen. Das Wort Schlacht ist nach einer sehr alten Analogie von schlagen gebildet, und in so fern an und für sich untadelhaft. Allein, weil die Sprache diese Analogie längst wieder verlassen hat, wenigstens keine neue Wörter mehr nach derselben bilden kann, und es wegen der Ähnlichkeit mit schlachten einen widrigen Nebenbegriff hat, so fängt es bereits an, in der edlern prosaischen Schriftsprache seltener zu werden, zumahl da man dafür das Wort Treffen hat, welches den Begriff ohne den anstößigen Nebenbegriff ausdruckt.

Indessen

Indessen läßt sich darum noch nicht behaupten, daß das Wort unedel sey, daher die Dichtung sich dieses Wortes ohne Anstoß bedienen kann, weil eben dieser Nebenbegriff ihrer Absicht angemessen ist, und dem Ausdrucke eine gewisse Kraft gibt. Allein für die kaltblütige Prose, welche belehren und überzeugen, nicht aber durch Nebenbegriffe täuschen soll, ist Treffen schicklicher als Schlacht. Scharmützel ist ein zusammen gesetztes Wort von irregulären Baue, dessen einzele Theile verunstaltet sind, und daher den Begriff verdunkeln. Die edlere Schreibart hat es daher schon längst veralten lassen, zumahl da sie es durch Gefecht ersetzen kann, welches einen weit klärern Begriff gibt.

3. Wenn sich eine Sprache eines oder des andern Wortes aus einer ihrer Schreibarten entladen hat, so verräth es Mangel der feinen Empfindung, ihr selbiges wieder aufdringen zu wollen. Noch unbilliger und tadelhafter ist es, solche Wörter in den Gang bringen zu wollen, welche die Schriftsprache schon längst völlig bey Seite gelegt hat. Die Hochdeutsche Mundart hat anheben und beginnen völlig veralten lassen, weil sie nichts mehr und nichts weniger sagen, als anfangen, und also drey verschiedene Nahmen für einen und eben denselben Begriff ein fehlerhafter Überfluß sind. Daß sie gerade diese beyden Wörter veralten ließ, hatte sei-

ne Ursachen. In anheben sticht die physische Bedeutung zu sehr vor, und beginnen ist nach einer längst veralteten Form von einem längst veralteten Wurzelworte gebildet, druckt also den Begriff nur sehr dunkel aus. Man handelt also wider die Absicht der Sprache, wenn man diese Wörter wieder aufzuführen sucht, zumahl da keine begreiffliche Ursache dazu vorhanden ist.

Eben so verhält es sich mit dem längst veralteten Worte Minne, welches man seit einiger Zeit ohne alle begreiffliche Ursachen wieder aufzuwärmen sucht. Wäre es auch wirklich mit Liebe gleich bedeutend, so wird es schon darum unnütz und überflüssig, weil zwey einerley sagende Nahmen von einem und eben demselben Begriffe in jeder Sprache ein Fehler sind. Allein es läßt sich leicht zeigen, daß es um viele Grade tiefer stehet, als Liebe, daher die Hochdeutsche Mundart es mit Recht hat veralten lassen, und es jetzt auf keine Weise wieder aufnehmen kann. Ich will mich nicht auf den unanständigen Nebenbegriff berufen, welchen dieses Wort durch den Mißbrauch der spätern Dichter des Schwäbischen Zeitalters bekam, und welcher vermuthlich die nächste Ursache war, warum schon die ältere Hochdeutsche Schriftsprache es veralten ließ, weil man leicht dagegen einwenden könnte, daß es diesen Nebenbegriff in der langen Zeit, in welcher es nicht

gebraucht

gebraucht worden, längst abgeleget hat. Schon seinem Baue nach gehöret es unter diejenigen Wörter, welche die feinere Mundart allemahl ableget, wenn sie bessere an ihre Stelle hat. Es ist seiner Form nach ein verkleinerndes Intensivum von einem unbekannten und längst veralteten Stamme. Die Dunkelheit des Stammes macht, daß es den Begriff nur äußerst dunkel und schwankend ausdrucken kann, die verkleinernde intensive Form aber gibt demselben einen kleinlichen und gewisser Maßen kindischen Nebenbegriff, der hier der herrschende ist, weil bey der Dunkelheit des Stammes gar kein Grundbegriff vorhanden ist. Ganz anders verhält es sich mit Liebe, dessen Adel noch ganz unbefleckt ist, welches weder durch seine Form noch durch den Gebrauch einen entehrenden Nebenbegriff erhalten hat, und dessen Grundbegriff in einer Menge abgeleiteter Wörter lebt, der daher nicht verfehlet werden kann. Einem solchen Worte das geschmackwidrige Minne vorziehen zu wollen? Und nun das doppelt verwerfliche Minnesinger, dessen zweyte Hälfte bey nahe eben so viel wider sich hat, weil Singer für Dichter nicht allein ungebräuchlich ist, sondern auch einen verächtlichen Nebenbegriff gewähret?

5. Von

5.

Von Deutschen Monathsnahmen.

Carl der große führte bey seinen Franken Deutsche Monathsnahmen ein, weil sie bis dahin entweder die feinere Eintheilung des Römischen Kalenders nicht kannten, oder höchstens alte noch aus dem Heidenthume herstammende Nahmen hatten. Diese Nahmen wurden nach und nach entweder ganz oder mit geringen Veränderungen in allen Deutschen Provinzen angenommen, und in vielen sind sie noch üblich. Nur die heutige Hochdeutsche Mundart legte selbige, als sie sich mit Geschmack auszubilden anfing, wieder bey Seite, und nahm dagegen die Römischen Nahmen auf. In dem Deutschen Museum, Jan. 1781 wird dawider geeifert, die Einführung der Römischen Nahmen für eine thörichte, von allem Menschenverstande entblößte Neuerung erkläret, und allen Musen-Almanachen, Kalendermachern u. s. f. auf das dringendste eingeschärft, die alten Deutschen Nahmen wieder gangbar zu machen. Es ist der Mühe werth, die Ursachen aufzusuchen, welche die Hochdeutsche Mundart haben mochte, daß sie bey ihrer Ausbildung diese Nahmen veralten ließ.

Die

Die von Carln dem großen eingeführten Nahmen lauten nach unserer heutigen Mundart so:

Januar,	Wintermonath.
Februar,	Hornung.
März,	Lenzmonath.
Aprill,	Ostermonath.
May,	Wonnemonath.
Junius,	Brachmonath.
Julius,	Heumonath.
August,	Ärntemonath.
September,	Herbstmonath.
October,	Weinmonath.
November,	Windmonath.
December,	Heiligen= oder Christmonath.

Ich will hier nicht untersuchen, wie fern die in den Deutschen Nahmen enthaltenen Begriffe sich auf jeden Theil des Jahres, dem sie beygeleget worden, schicken, und ob sie auf ganz Deutschland passend sind, ob z. B. die Ärnte in dem südlichen, so wie in dem nördlichen Deutschlande in dem August geschiehet; weil solches zum Theil schon in einem andern Aufsatze eben dieses Musei, in May 1781 geschehen. Ich will die Sache vielmehr aus einem andern Gesichtspuncte ansehen.

Siehet

Siehet man diese Nahmen nur flüchtig an, so muß es so gleich auffallen, daß sie ein wunderbares Gemisch, von Naturerscheinungen, kirchlichen Angelegenheiten, moralischen Wirkungen und häuslichen Beschäftigungen enthalten. Schon das macht sie verwerflich und ungeschickt, gleichartige Theile eines und eben desselben Ganzen zu bezeichnen. Mag es doch seyn, daß die Römischen Nahmen im Grunde nichts besser sind. Sie sind uns fremd, daher wir an ihre eigentliche Bedeutung nicht mehr gedenken, sondern sie völlig als eigene Nahmen ansehen und behandeln. Das gilt aber nicht von den Deutschen, welche allgemeine Begriffe bezeichnen, die bald aus der Kirche, bald von dem Felde, bald von den Empfindungen, bald aus der Luft, u. s. f. hergenommen sind, und noch dazu nicht allemahl auf den individuellen Theil des Jahres passen, welchen sie bezeichnen sollen. Das empfand man bey der Ausbildung der Hochdeutschen Mundart dunkel, und daher ward dieser Umstand eine der Ursachen, warum man diese Nahmen wieder bey Seite legte. Aber es war nicht die einige.

Brachmonath, Heumonath, Ärntemonath, Weinmonath, sind vier aus den ländlichen Beschäftigungen hergenommene Nahmen, und obgleich diese Beschäftigungen an und für sich nothwendig und edel sind, so

sind

sind sie doch jetzt untauglich, Nahmen für die obern Classen herzugeben, welche an diesen Beschäftigungen keinen Theil haben, und in Rücksicht auf welche sie unedel sind. Nun ist aber die Hochdeutsche Schrift- und feinere Gesellschaftssprache die Mundart der obern Classen, deren feiner Geschmack beleidiget wird, wenn Theile des Jahres nach Arbeiten benannt werden sollen, welche weit unter ihr sind. Man müßte den Werth des verfeinerten Geschmackes und dessen Gewalt über die Sprache ganz verkennen, wenn man diese Ursache mißbilligen könnte.

„Hornung, sagt der Verfasser des oben gedachten „Aufsatzes, ist heut zu Tage nicht viel verständlicher als „Februarius, und doch ist diese von allen Carolingi„schen Benennungen der Monathe fast noch am ge„bräuchlichsten.“ Eben diese Unverständlichkeit macht es, daß er am gebräuchlichsten ist, weil er zu einem eigenen Nahmen am schicklichsten ist. Wenn der Nahme eines individuellen Dinges dessen unterscheidende individuelle Merkmahle nicht bestimmt ausdrucken kann, welches denn immer nur selten der Fall ist, so ist ein dunkeler, unverständlicher Nahme immer bequemer als ein verständlicher, weil dieser einen falschen Begriff gibt, jener aber ein wahrer eigener Nahme ist, bey welchem wir uns das dadurch bezeichnet Ding anschauend vor-

stellen. Eben um deßwillen zog die neuere Hochdeutsche Mundart die Römischen Nahmen der Monathe den Deutschen vor, weil jene zu eigenen Nahmen bequemer sind, diese aber einen für die höhern Classen unedlen, wenigstens sehr gleichgültigen Begriff gewähren.

Eben diese Ursachen haben alle Europäischen Sprachen, welche sich nach den höhern Graden des Geschmackes ausgebildet haben, bewogen, sich der einheimischen Nahmen, wenn sie deren hatten, zu entledigen, und dafür die Römischen anzunehmen. In den Volkssprachen mögen die einheimischen Nahmen, wenn sie passend genug sind, immer nützlich seyn, allein für die höhere Gesellschaftssprache sind sie beleidigend, und sie wird sie nie wieder aufnehmen können, wenn sich auch alle Musen-Almanache in den Provinzen für diese abgewürdigten Nahmen erklären sollten.

6. Der

6.

Der Sprachgebrauch gilt mehr, als Analogie und Regeln.

Alle Schriftsteller, von dem Horaz an bis auf Gottscheden, haben die unumschränkte Gewalt des Sprachgebrauches eingesehen, und ihn für den ersten und obersten Gesetzgeber in jeder Sprache erkannt. Erst in den neuesten Zeiten hat man angefangen, sich seiner Herrschaft zu entziehen, und ihm die Analogie, allgemeine Regeln, und, um das Maß der Verirrungen recht voll zu machen, wohl gar die Etymologie vorzuziehen, die doch, wenn man die nächste Etymologie ausnimmt, in allen Sprachen immer am wenigsten zu gebiethen hat.

Es ist dieser sonderbare Satz, welcher die ganze Ordnung der Dinge umkehret, und in den Sprachen tausend Verwirrungen verursachen muß, und in der Deutschen wirklich verursacht hat, zuerst in den Provinzen behauptet worden, und zwar von solchen, welche allerley Neuerungen in der Sprache durchzusetzen suchten, und da sie sahen, daß der Hochdeutsche Sprachgebrauch ihnen entgegen war, dessen Ansehen zu untergraben an-

 fingen.

fingen. Sich immer auf Analogie und allgemeine Regeln berufen, hatte den Anschein der Gründlichkeit, daher sich auch wohl solche dadurch verleiten ließen, welche keine Neuerungen geltend zu machen hatten, aber doch aus einer übel verstandenen Liebe zur Sprachrichtigkeit jenen beypflichteten, und den Sprachgebrauch der Analogie und Regel zu unterwerfen suchten.

Den ersten Anlaß zu diesem Irrthume gab das Vorurtheil, daß unser heutiges Hochdeutsch eine ausgehobene Sprache sey, welche das beste und allgemeinste aller Provinzen in sich vereiniget. Fand man nun etwas, was dem Scheine nach minder gut und allgemein war, so war es bey der Aushebung übersehen worden, und jedermann hatte Fug und Macht es zu bessern, und so war denn des vorgegebenen Besserns kein Ende, bis sich endlich die Sprache unter den Händen mancher ausschweiffender Verbesserer dieser Art gar nicht mehr ähnlich blieb. Ich habe dieses Vorurtheil in dem vorigen Stücke hoffentlich überzeugend widerlegt, und da der erst gedachte Irrthum unmittelbar darauf gepfropft ist, so fällt er auch von selbst hinweg, daher ich einer besondern Bestreitung desselben überhoben seyn könnte. Allein, da vielleicht nicht jedermann das enge schwesterliche Band zwischen beyden Irrthümern einsehen möchte, so ist es der Mühe werth, auch den zweyten in sei-

ner Blöße darzustellen. Es ist solches sehr leicht; man darf sich nur die Begriffe ein wenig deutlich machen, so zeigt sich der ganze Satz in seiner wahren Gestalt, als ein Hirngespinst.

Die Analogie oder Sprachähnlichkeit ist das übereinstimmige Verfahren in ähnlichen Fällen, und Regeln sind verbindliche Vorschriften, welche aus diesem bemerkten übereinstimmigen Verfahren hergeleitet werden. So ist z. B. der übereinstimmige Gebrauch, das Substantiv in den Accusativ zu setzen, wenn die Wirkung eines Verbi auf dasselbe unmittelbar und ohne einen Umweg gedacht werden muß, die Analogie, und die darauf gegründete verbindliche Vorschrift, das Substantiv in solchen Fällen allemahl in den Accusativ zu setzen, die Regel. So weit wären wir nun endlich wohl alle einig; aber nun weiter.

Gibt es für jeden ähnlichen Fall nur ein einiges mögliches übereinstimmiges Verfahren, oder gibt es deren mehrere? Gäbe es nur ein einiges, folglich auch nur eine einige Analogie, so müßte es auf der ganzen, weiten Welt Gottes nur eine einige Sprache geben, und diese müßte von der Schöpfung an zu allen Zeiten unverändert geblieben seyn. Doch das ist eine Ungereimtheit, die von selbst wegfällt, weil der Augenschein sie widerlegt.

Gibt es aber für jeden ähnlichen Fall oder jede ähnliche Art von Fällen mehrere Analogien, wie es denn schlechterdings mehrere geben muß, weil es sonst nicht so viele verschiedene Sprachen, und in jeder nicht so viele verschiedene Mundarten geben könnte: so ist unter diesen mehreren Analogien entweder nur eine die wahre und richtige, oder sie sind alle in ihrer Art gleich wahr und gleich richtig. Der erste Satz ist wieder eine Ungereimtheit, weil daraus folgen würde, daß unter allen Mundarten einer Sprache nur eine die wahre und richtige, und unter allen Sprachen in der Welt nur eine einige die wahre und richtige seyn kann, und alle übrigen unrichtig und verwerflich seyn müssen. Alles das, worin Sprachen und Mundarten von einander abweichen, sind nichts anders als so viele verschiedene befolgte Analogien, von welchen jede in ihrer Art gleich wahr und richtig seyn muß, weil sonst die obige Ungereimtheit von dem ausschließenden Daseyn einer einigen richtigen Sprache zum Nachtheil aller übrigen daraus folgen würde.

Die übereinstimmige Gewohnheit eines Volkes nun, in jeder Art ähnlicher Fälle einer Analogie mit Ausschließung aller übrigen zu folgen, macht dessen Sprachgebrauch aus. Dieser zeigt mir die Analogie, welcher ich folgen muß, wenn ich meinem Volke verständ-

lich

lich seyn will. Man urtheile nunmehr selbst, ob er der Analogie unterworfen seyn kann, und ihr nachstehen muß.

Da unsere Sprach-Reformatores nichts so sehr hassen, als Deutlichkeit der Begriffe, weil diese ihre Verirrungen sogleich in das Licht setzen würde, so weiß ich nicht, ob sie alle diesen Begriff mit dem Ausdrucke Sprachgebrauch verbunden haben. Die meisten hatten von ihm gewiß eben so wenig einen deutlichen Begriff, als von Analogie und Sprachregel, weil ihnen sonst die Ungereimtheiten, welche aus dem obigen Irrthume folgen, nothwendig hätten auffallen müssen.

Daß aber ein Volk bey Einrichtung und Ausbildung seiner Sprache unter mehrern möglichen Analogien für jeden Fall der einen Analogie vor allen übrigen den Vorzug gab, rührete daher, weil es sie lebhafter empfand, als alle übrigen; daß es sie aber lebhafter empfand, und so allgemein empfinden mußte, als zu einer Sprache erfordert wird, hat seinen Grund wieder in den individuellen Umständen jedes Volkes, welche sich nach einem langen Zeitraume immer fortschreitender Cultur nicht allemahl wieder angeben lassen. Wer sagt uns jetzt die Gründe, warum wir dieß Wort männlichen Geschlechts nach dieser und ein anderes ähnliches nach einer andern Declination beugen? warum wir dieß

Verbum regulär, und ein anderes irregulär conjugiren? Die verschiedenen Declinationen und Conjugationen sind, so wie alle übereinstimmige Veränderungen in den Sprachen, nichts anders, als so viele verschiedene Analogien, deren jede in ihrer Art und überhaupt betrachtet, gut und richtig ist, und dennoch hängt es für jeden einzelen Fall oder für jede einzele Art von Fällen bloß von dem Sprachgebrauche ab, welche Analogie befolget werden muß.

Da nun der Sprachgebrauch bey dem Vorzuge, welchen er der einen Analogie vor der andern gab, seine guten und tristigen Ursachen hatte, weil doch ein Grund vorhanden seyn mußte, warum er sie lebhafter empfand, als andere, so folget daraus, daß er kein Tyrann ist, man mag nun darunter einen willkührlichen Despoten, oder einen unrechtmäßigen Beherrscher verstehen. Er ist der einige natürliche Gesetzgeber, weil ohne ihn kein anderer möglich ist, und die Analogie, wenn sie nicht von ihm fixieret würde, so in der Irre umher schweiffen müßte, daß die Absicht der Sprache, von seinem Volke verstanden zu werden, gänzlich verfehlet werden würde.

Es gibt gewisse Analogien, welche sich selbst so leicht aufdringen, daß man sie bey allen sowohl ältern als neuern Völkern wieder findet. Z. B. nachdem man einmahl allen selbständigen Dingen ein von den Thie-

ren

ren entlehntes Geschlecht beygelegt hatte, so war es eine sehr leichte und auffallende Analogie, allen solchen Dingen, welche man männlich dachte, das männliche Geschlecht beyzulegen. Allein so leicht sie war, diese Analogie, so schwankend und unsicher war sie in der Anwendung. Warum? Warum anders, als weil ihr in jedem einzelen Falle eine andere Analogie in den Weg trat. Wenn sich der Grieche und Lateiner den Mond weiblich, und die Sonne männlich dachten, so dachte sich der Deutsche jenen männlich und diese weiblich. Daß aber jedes Volk sie so und nicht anders dachte, rührte denn doch von nichts anderm her, als weil dieses diese, jenes aber eine andere Analogie lebhafter empfand. Welche von beyden war die wahre und richtige? Ohne Zweiffel sind sie alle beyde wahr und richtig, weil sie ihre Absicht erfüllen. Aber welche ist in jeder Sprache die einige wahre und richtige? Wenn das nicht der Sprachgebrauch entscheiden soll, so weiß ich wahrlich nicht, wer es entscheiden soll.

Wenn in einer Sprache oder Mundart in jeder Art einzeler Fälle mehrere Analogien gleich häufig, oder bey nahe gleich häufig, befolget werden, so machen sie eben so viele besondere Regeln aus. So sind z. B. die sechs Hochdeutschen Declinationen der männlichen und sächlichen, und die zwey Declinationen der weiblichen

Wörter so viele verschiedene Analogien, und so fern sie als verbindliche Vorschriften betrachtet werden, auch so viele Regeln. Ist aber in einer Art ähnlicher Fälle die eine Analogie in den meisten Fällen herrschend, und eine andere oder mehrere andere werden nur in wenigen Fällen beobachtet, so macht jene die Regel, diese aber werden Ausnahmen von der Regel. Daher der so alte als wahre Satz, daß keine Regel ohne Ausnahme ist, weil immer eine Analogie eine andere entgegen stehende neben sich hat, welche in einzelen Fällen klärer empfunden wird, als jene. Da nun der Sprachgebrauch die Analogien überhaupt leitet, und nicht allein für jede Art einzeler Fälle, sondern oft für jeden einzelen Fall bestimmt, so ist er es auch allein, welcher bestimmen kann, was Regeln und was Ausnahmen von den Regeln sind.

Nunmehr läßt sich auch erklären, was Sprachfehler sind. Nicht was wider die Analogie überhaupt anstößt, denn da würde es gar keine Sprachfehler geben, weil sich für jeden Fehler dieser Art doch wohl noch eine Analogie auffinden lassen würde; auch nicht, was wider eine herrschende und allgemein anerkannte Analogie anstößt, weil es sonst keine Ausnahmen von den Regeln geben würde; sondern was wider den Sprachgebrauch anstößt. Das Baierische dreyzig ist der Ana-

logie von zwanzig, vierzig, funfzig u. s. f. gemäß; allein im Hochdeutschen würde es ein Sprachfehler seyn, weil hier der Sprachgebrauch, aus uns nun freylich nicht mehr deutlichen Ursachen, dreyßig eingeführet hat. Das Hochdeutsche lebéndig hat alle Analogie wider sich, theils weil es, dem Anscheine nach, ein von einem Participio Präsentis abgeleitetes Beschaffenheitswort auf ig ist, deren es sonst nicht gibt, theils aber auch, weil es wider den einstimmigen Gebrauch den Ton von der Wurzelsylbe auf die Ableitungssylbe legt, und doch würde das provinzielle lébenig oder lébendig im Hochdeutschen ein Sprachfehler seyn, so sehr es auch der Analogie gemäß ist. Dreyßig und lebéndig sind daher Ausnahmen von der Regel, nicht aber Sprachfehler.

Da bey der Empfindung der Ähnlichkeit so viel auf die jedesmahlige Vorstellungs- und Empfindungsart eines Volkes ankommt, und diese in den verschiedenen Graden der Cultur so verschieden ist, so lassen sich jetzt auch nicht allemahl die Ursachen angeben, warum der Sprachgebrauch der einen Analogie vor der andern den Vorzug gegeben hat. Man muß sich daher hüten, daß man Analogien nicht für verwerflich erkläre, weil man nach Jahrtausenden immer fortschreitender Cultur keinen Grund davon einsiehet, oder mit andern Worten,

jetzt

jetzt nicht mehr so empfindet oder empfinden kann, als die Urheber der Sprache empfunden haben. Noch unverzeihlicher ist dieser voreilige Tadel des Sprachgebrauches, wenn sich die Analogie, welcher er gefolget ist, noch wirklich deutlich bestimmen läßt. Ein Paar Beyspiele zur Erläuterung der Sache.

Man glaubt oft, man müsse ich mogte, ich mögte, gemogt schreiben; man tadelt die Hochdeutschen dieß, vierte, Viertel, vierzig, wahrlich, wo die erste Sylbe geschärft lautet, als wenn sie diß, virte, Virtel, virzig, warrlich geschrieben wären; man hält Wollust für unrichtig, sowohl der Schreibart als Aussprache nach; alles um der bekannten Analogie willen, daß in der Biegung, Ableitung und Zusammensetzung die nächste Abstammung sowohl in der Aussprache als in der Schrift beybehalten werden müsse. So wahr und richtig diese Analogie ist, so wahr ist es doch auch, daß es nicht die einige Analogie ist, und daß die getadelten Wörter nach einer andern entgegen gesetzten Analogie sehr richtig sind.

Wenn ein Wurzelwort am Ende wächset, es sey nun durch die Biegung oder durch die Ableitung, oder auch durch die Zusammensetzung, so wird dabey nach zwey einander in manchen Fällen gerade entgegen gesetzten Analogien verfahren, einer ältern und einer neuern.

Die

Die ältere findet besonders alsdann Statt, wenn sich das Wurzelwort auf einen Consonanten endigt, und die hinzu kommende Sylbe sich mit einem Consonanten anfängt. Da alsdann zwey Consonanten zusammen kommen, welche einer andern Analogie nach, den vorhergehenden Vocal schärfen, so gehet alsdann der vorhergehende gedehnte Vocal in den geschärften über. Dieser Analogie folgen von gebogenen Wörtern, besonders viele irreguläre Verba: bath, gebethen, aber ich bitte, bitten; erbleichen, erblich; gehen, ging, Gang; geben, gibst, gibt, (daher die Schreibart giebst, giebt, so wie in gieng, fieng, hieng, der Hochdeutschen Aussprache nach fehlerhaft ist, zumahl da die nächste Abstammung sie nicht erfordert,) gleichen, glich; gleiten, glitt; ich hābe, du hást, ich hátte, gehábt; kriechen, ich króch, wo in allen ähnlichen das ch nicht doppelt geschrieben, aber doch doppelt ausgesprochen wird; nehmen, du nimmst, er nimmt, genommen; reiten, ich ritt, geritten; riechen, ich roch, gerochen; saufen, ich soff, gesoffen, und so viele andere ähnliche mehr. Von abgeleiteten Wörtern: von bār, bloß, kommt bárfuß; von dem veralteten bāren oder bāren, tragen, Bürde; von drēy, dritte, Drittel, Drilling; von ēhe, érst, érste; von fāhren, fūrt, fértig; von frīeren und verlīeren, Fróst und Verlúst;

Verlúst; von Lōb, lóblich; von Pōhlen, pólnisch; von stēhen, Stánd; von schōn, schónste; von trīesen, Trópfen; von wēhen, Wind; von zwey, Zwítter, Zwílling, und andere mehr. Von zusammen gesetzten endlich: Díenstag, so fern es von dīenen abstammet; Fárnkraut, von fāhren, sich ausbreiten; Hóchzeit, Hóffahrt, von hōch; Wóllust, von wōhl.

Eben dieses geschiehet auch in manchen Zusammenziehungen: díß oder díeß, für dieses; gróßte, für grōßeste; du líst, er líst, im gemeinen Leben für die freylich edlern liesest, lieset, weil durch jene Zusammenziehung der Bau des Wortes verdunkelt wird; du rédst, er rédt, auch nur in gemeinen Sprecharten für redest, rēdet, und vielleicht noch andere mehr.

Wenn nun in einem solchen Falle der letzte Consonant des Wurzelwortes der gelinde seiner Classe ist, so gehet er zugleich in den härtern über, weil die Schärfung des Tones auch die Schärfung des Consonanten nach sich ziehet. Aus lēsen wird im Imperativo līß; aus dem einfach geschärften ß in fließen, gießen, genießen, schießen, schließen u. s. f. das doppelt geschärfte ss, in sie flossen, gegossen, genossen, sie schossen, die Schüsse u. s. f. aus dem d ein t, in schnitt, geschnitten, ich litt, gelitten, von schneiden

den und leiden. Nach eben dieser Analogie werden alsdann auch das h und g in das härtere ch verwandelt. Von biegen kommt Bucht, von fliegen und fliehen, Flucht, von mögen, ich möchte, gemöcht, die Macht, von schmiegen, schmächtig, von dem veralteten schmagen, schmachten, von schlagen, Schlacht und schlachten, von tragen, Tracht und trachten. So auch von gehen, Gicht, welches noch im Bergbaue für Gang üblich ist, von sehen, Sicht, sichtbar, Gesicht, von zeihen, Verzicht, von ziehen, Zucht u. s. f. Von welcher Veränderung der Consonanten sich im Hebräischen und andern alten Sprachen etwas ähnliches findet.

Wer kann diese Analogie tadeln, da sie eine unmittelbare Folge einer höhern Analogie ist, nach welcher zwey auf einander folgende Consonanten den vorher gehenden Vocal schärfen? Allein, da dadurch die nächste Abstammung des Wortes verdunkelt, und folglich die möglichst leichte Verständlichkeit gehindert ward, so fing man zu der Zeit, da sich die Sprache mehr nach klarem Bewußtseyn der Absicht und Mittel ausbildete, an, diese Analogie wieder zu verlassen, und ihr die neuere vorzuziehen, welche in allen solchen Wörtern die nächste Abstammung sowohl durch Aussprache als Schrift bezeichnet. Der gedehnte Vocal des Wurzelwortes blieb nun-

mehr

mehr in allen Fällen gedehnt, es mochten in der Verlängerung des Wortes Consonanten darauf folgen oder nicht: lieb, lieben, ich liebte, geliebt, lieblich; süß, süßlich, er versüßte; Zierde von zieren u. s. f. Daher denn auch die gelinden Consonanten nicht mehr in die geschärften übergehen durften. Folglich Jägd von jägen, dagegen einige Niederdeutsche Mundarten in diesem Worte noch der alten Analogie folgen und Jächt schreiben und sprechen; Magd, zusammen gezogen von Magath oder Maged; das Oberdeutsche die Klägd für Klage u. s. f.

Da der Übergang von einer Analogie zur andern nur sehr langsam und unvermerkt geschehen kann, so kann er auch hier nicht anders angenommen werden. Man folgte der neuen Analogie in den neuern Ableitungen und Zusammensetzungen, behielt aber die einmahl gangbaren Wörter und Formen aus der alten bey, und mußte sie beybehalten, wenn man die allgemeine Verständlichkeit nicht stören wollte. Um den Übergang so unmerklich als möglich zu machen, verband man in manchen Fällen wohl beyde Analogien mit einander, man sprach nach der alten, und schrieb nach der neuen, um die nächste Abstammung wenigstens dem Auge sichtbar zu machen, wenn gleich das Ohr sie nicht empfinden konnte. Und dahin gehören nun unser vierte, Viertel,

vierzig,

vierzig, wahrlich, und auch Wollust, wenn man es mit einem h schreibet.

Die Befolgung der neuern Analogie hatte nun zwar den Vortheil, daß sie die nächste Abstammung erhielt, und dadurch die möglichst leichte Verständlichkeit beförderte; allein sie hatte dafür wieder den Nachtheil, daß sie die alte gute Analogie, nach welcher zwey in einem und eben demselben Worte befindliche End-Consonanten den vorher gehenden Vocal schärfen, störte, und folglich Ausnahmen von derselben machte. Dieß fällt besonders in alten Ableitungen auf, welche jetzt wie Wurzelwörter aussehen, es aber eigentlich nicht sind. Agtstein, Arsch, Art, Arzt, Bart, Bord, Borte, Dienst, Erde, das Erz, Feind, Freund, Geburt, Harz, Herd, Rebs, Krebs, Mond, und so viele andere, welche ich in meinem Lehrgebäude Th. 1. S. 257 angeführet habe, und insgesammt von gedehnten Wurzelwörtern abstammen, deren Dehnung der zweyten neuern Analogie zu Folge, auch nach der Ableitung beybehalten worden.

Ich habe diesen Fall als ein Beyspiel des Satzes angeführet, daß nicht leicht eine Analogie gefunden wird, der nicht eine andere entgegen stehende widerspricht, und daß bloß der Sprachgebrauch entscheiden kann, welche Analogie in jedem einzelen Falle befolget

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

werden muß, woraus denn ferner folgt, daß der Sprachgebrauch die Analogie bestimmen muß, folglich ihr nicht untergeordnet seyn kann.

Man könnte, um bey dem vorigen Falle noch einen Augenblick stehen zu bleiben, den Einwurf machen, daß doch die letztere Analogie die bessere sey, weil die Sprache ihr selbst den Vorzug gibt, und daß man daher die ältere ganz abschaffen müsse. Sie ist allerdings die bessere, aber nur für neue Zusammensetzungen und Ableitungen. Sie gilt für die Gegenwart und Zukunft, kann aber nicht rückwärts auf das Vergangene wirken. Die Sprache müßte ganz umgeschaffen werden, wenn ältere Analogien nach neuern umgeformt werden dürften. Unsere Verba werden nach zwey einander gerade entgegen gesetzten Analogien gebildet, einer ältern, welche so lautet, bezeichne die Verhältnisse an der Wurzelsylbe, und eine neuere, welche mir befiehlt, laß die Wurzelsylbe ungeändert, und bezeichne die Verhältnisse bloß durch die Biegungssylben. Jene gibt die irreguläre Conjugation, welche wieder sehr vielfache Analogien unter sich hat, diese die reguläre. Wem wird es wohl einfallen können, alle irreguläre Verba darum regulär zu gebrauchen, weil die Sprache die erste Analogie längst verlassen hat, und in allen neuern Ver-

bis

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

bis der zweyten als der klärern und folglich bessern folgt? Und so in hundert andern Fällen mehr.

Gut, sagt man etwa wohl, der Sprachgebrauch soll die Analogie leiten, aber nicht der Sprachgebrauch dieser oder jener Provinz, sondern der allgemeine Sprachgebrauch. — Ein allgemeiner Sprachgebrauch! Ich weiß nicht, was man für einen Begriff mit diesem Ausdrucke verbindet, denn wie ich auch das Ding drehe und wende, so ist es ein Unding und bleibt es ein Unding. Die Deutsche Sprache ist in eine Menge Mundarten getheilet, welche, so viel wir wissen, gleich alt sind. Eine allgemeine Deutsche Sprache, von welcher jene ausgegangen wären, gibt es nicht, und hat es vielleicht nie gegeben. Die Hochdeutsche Schriftsprache ist keine allgemeine Deutsche Sprache in diesem Verstande, sondern bloß eine durch Geschmack mehr als andere verfeinerte Mundart. In so fern ist ein allgemeiner Sprachgebrauch ein Hirngespinst.

Soll aber der Ausdruck so viel sagen, daß man in jedem streitigen Falle den Sprachgebrauch aller Provinzen zusammen zählen, und dann nach der Mehrheit entscheiden solle, so ist er ein zwiefaches Hirngespinst. Denn einmahl ist eine solche Stimmensammlung eine

wahre Unmöglichkeit; denn wer wollte einem ehrlichen Manne wohl zumuthen, daß er, ehe er sich entschließt, ob er wāhrlich oder wáhrlich sprechen soll, erst durch alle Deutsche Provinzen reisen, und sehen soll, welche Aussprache die meisten Stimmen vor sich hat. Und wenn es auch möglich wäre, so würde doch die ganze Arbeit unnütz und der Einfall ein Hirngespinst bleiben, weil dessen Anwendung allen Begriff der Sprache und Mundarten aufheben würde.

Was macht Sprachen zu Sprachen und Mundarten zu Mundarten? Nichts anders als die Verschiedenheit der in jeder befolgten Analogie, dort in Haupttheilen und wesentlichen Dingen, und hier in Nebendingen. Wer zeigt mir aber diejenige Analogie, welche unter so vielen möglichen in jeder Sprache und Mundart die einige wahre und richtige ist? — Man nenne mir einen andern Entscheidungsgrund als den Sprachgebrauch, denn dieser ist es allein, welcher Sprachen und Mundarten von einander absondert. Es ist und bleibt also ein Hirngespinst, den Sprachgebrauch der einen Mundart nach den meisten Stimmen der übrigen, oder nach einem so genannten allgemeinen Sprachgebrauche beurtheilen zu wollen, und was in jeder Mundart gut und richtig ist, kann und muß nicht

anders,

anders, als nach ihrem eigenen Sprachgebrauche beurtheilet werden. Da nun die Hochdeutsche Schriftsprache keine solche allgemeine Deutsche Sprache in den vorigen Bedeutungen, sondern eine eigene Mundart ist, so kann auch kein von ihr abweichender Sprachgebrauch irgend einer andern Provinz wider sie und zu ihrem Nachtheile aufgeführet werden.

Der Oberdeutsche bieget, ich nimm, ich gib, ich sieh, der Hochdeutsche, ich nehme, ich gebe, ich sehe; beyde haben Analogien für sich, aber nur der Sprachgebrauch jeder Mundart kann entscheiden, welche Form für jede die einige wahre ist. Der Niedersachse macht viele Plurale auf s, die Mädchens, Jungens; seinem Sprachgebrauche nach sehr richtig, obgleich derselbe im Hochdeutschen ein Fehler seyn würde, so vortheilhaft er übrigens auch seyn mag, den Plural in so vielen Fällen von dem gleichlautenden Singular zu unterscheiden. Es gibt niedrige Mundarten, welche dessen ungeachtet nach der neuern und herrschenden Analogie hoch, der hoche, die hochen, höcher beugen; der Hochdeutsche hat hier noch die alte Analogie behalten, und daher ist sie für ihn in diesem Worte die einige wahre und richtige. Angst, gram, feind, theilhaft u. s. f. leiden wider die herrschende Analogie aller Be-

schaffenheitswörter im Hochdeutschen keine Concretion, folglich auch keine Declination; bloß, weil der Sprachgebrauch sie nicht hergebracht hat.

Da wir zwey Hülfswörter in der Conjugation haben, ein thätiges haben, und ein leidendes seyn, so theilen sich die Verba Neutra in dieselben, und diejenigen, deren Begriff mehr thätig ist, bekommen haben, diejenigen aber, deren Begriff mehr leidend ist, seyn. Das ist nun eine gute und sehr vernünftige Analogie; allein, wie viel Abweichungen gibt es nicht, theils weil es wirklich oft zweiffelhaft ist, ob die thätige oder leidende Bedeutung die herrschende ist, theils anderer jetzt oft unbekannter Analogien wegen. Der Oberdeutsche sagt, ich bin gelegen, gesessen, gestanden, der Hochdeutsche ich habe; jener, weil er sich dabey das Subject mehr leidend, und dieser, weil er es sich mehr thätig denkt. Im Grunde hat einer so viel Recht als der andere; welches aber nach Maßgebung jeder Mundart die einige wahre Form ist, kann nur der Sprachgebrauch entscheiden. Diejenigen Neutra, welche eine thätige Veränderung des Ortes bezeichnen, bekommen im Hochdeutschen dennoch seyn, wenn der Ort genannt oder darunter verstanden wird, so thätig auch die Bedeutung ist, und so sehr auch die obige allgemeinere

Analogie dadurch verletzt wird: ich bin nach Berlin gegangen, geritten, die Truppen sind aus dem Lager gerückt, marschiret, der Wurm ist auf den Baum gekrochen, die Katze ist auf das Dach geklettert u. s. f. Lauter thätige Veränderungen, wo wir ohne Bedenken das Verbum haben gebrauchen müßten, wenn der Sprachgebrauch einer bekannten Analogie zum Nachtheile der angenommenen minder bekannten unterworfen werden dürfte.

Es würde leicht seyn, tausend ähnliche Beyspiele aus allen Theilen der Sprache anzuführen; allein, was bisher gesagt worden, wird hoffentlich hinlänglich seyn, jedermann zu überzeugen, theils daß der Sprachgebrauch nicht nach der Analogie berichtiget werden könne, weil er allein diejenige Analogie unter so vielen möglichen zeigt, welche in jeder Mundart befolget werden muß, theils aber auch, daß der Hochdeutsche Sprachgebrauch nicht nach dem Sprachgebrauche anderer Mundarten gerichtet werden kann.

7.

Zusatz zur ersten und fünften Abhandlung des vorigen Stückes.

Ich habe in diesen beyden Aufsätzen, welche genau mit einander verbunden sind, zu beweisen gesucht, daß das südliche Obersachsen in den neuesten Zeiten dem übrigen Deutschlande in der Cultur sowohl der Sprache als des Geschmackes überhaupt vorgeleuchtet hat, und daß der Verfall beyder in den neuesten Zeiten vornehmlich daher rühret, weil man in den Provinzen anfängt, diese Führerinn zu verkennen, daher der Geschmack in denselben ohne Stütze und Leitung umher irret, und sowohl in der Sprache, als in den Werken des Witzes auf alle die Abwege gerathen muß, auf welche er in den neuesten Zeiten wirklich gerathen ist. Da ich dieß nicht bloß behauptet, sondern mit Gründen behauptet habe, welche ich noch jetzt für überwiegend halte, so bin ich auch von der Richtigkeit dieses Satzes noch vollkommen überzeugt.

Allein, da bey der Kürze, deren ich mich beflissen habe, dieser Satz leicht gemißdeutet werden könnte, so

wiederhohle ich hier, daß man immer Ganzes gegen Ganzes nehmen müsse, weil sonst leicht daraus gefolgert werden könnte, daß alle Schriftsteller in den Provinzen den Obersächsischen sowohl in der Sprachrichtigkeit als in dem Geschmacke schlechterdings nachstehen müßten, oder mit andern Worten, daß Obersachsen keine schlechte und mittelmäßige, und die Provinzen keine gute und vortreffliche Schriftsteller aufzuweisen hätten; eine Ungereimtheit, welche mir nie in den Sinn kommen konnte.

Der gute Geschmack ist in Obersachsen in den neuern Zeiten nicht nur mehr veredelt, sondern auch unter allen Classen von Einwohnern weiter verbreitet worden, als in irgend einer andern Provinz. Dadurch ward Obersachsen Deutschlands Athen und Toscana, und der gute Geschmack breitete sich von hier auf allen Seiten aus, und gab es in den Provinzen Männer von überlegenen Fähigkeiten, so übertrafen sie unter seiner Leitung nicht selten ihre Muster, und so entstand der schöne Zeitpunct der Deutschen Sprache und schönen Litteratur von 1740 bis 1760, welcher sich doch durch die Feinheit des guten und richtigen Geschmackes, sowohl in der Sprache als in den Werken des Witzes auf eine vorzügliche Art auszeichnet.

Von dieser Zeit an werden die Verirrungen sowohl in der Sprache als in der schönen Litteratur immer häufiger. Die Reinigkeit der Sprache wird ganz vernachlässiget, (allemahl ein unläugbarer Beweis des gesunkenen Geschmackes,) man verfällt auf Neuerungen, jeder will an der Sprache meistern und bessern u. s. f. Und was für Abwegen man besonders in den Jahren um 1770 gefolget ist, darf ich wohl nicht wiederhohlen. Da alles dieses vornehmlich ja fast allein in den Provinzen außer Sachsen vorgehet, so weiß ich mir diese Erscheinung nicht anders zu erklären, als weil man in denselben den einigen wahren und richtigen Geschmack und seine bisherige Führerinn in demselben verkennet. Weiß jemand dieses aus andern und bessern Gründen zu erklären, so werde ich gewiß der erste seyn, der ihnen beypflichtet.

Allein es verstehet sich von selbst, daß dieses wieder nur im Ganzen, d. i. nach dem, was am häufigsten geschiehet, genommen werden muß. Deutschlands Provinzen haben auch nach 1760 nicht allein gute, sondern auch vortreffliche Schriftsteller selbst in Rücksicht auf die Sprache aufzuweisen, welche nicht allein auf der Bahn des richtigsten und reinsten Geschmackes einher gehen, sondern auch ihre Vorgänger in mancher Betrachtung

weit

weit hinter sich lassen. Allein sie sind in Vergleichung mit so vielen andern doch sehr sparsam, wenigstens bey weitem nicht so zahlreich, daß man von ihnen auf das Ganze schließen könnte. Und wenn diese Männer, die ich nicht nennen darf, weil ganz Deutschland sie kennet und ehret, aufrichtig entdecken wollten, wem sie die erste Gründung ihres wahren und richtigen Geschmackes zu verdanken haben, so würden sie hoffentlich meinen Satz bestätigen.

Griechenland und Rom hatten, auch da der Geschmack im Ganzen schon tief gesunken war, noch immer von Zeit zu Zeit einzele vortreffliche Künstler und Schriftsteller aufzuweisen, welche oft viele der bessern Zeiten übertrafen, aber um deswillen doch nicht zum Maßstabe des Ganzen dienen dürfen. Und daß diese wenigen guten Schriftsteller, welche wir noch haben, so wenig Eindruck auf das Ganze machen, und wenigstens durch ihr besseres Beyspiel nicht den Faseleyen und Armseligkeiten der Provinzen, sowohl in der Sprache, als in den Werken des Witzes Einhalt thun können, ist denn doch wohl ein neuer Beweis meines Satzes, von dem gesunkenen Geschmacke in den Deutschen Provinzen.

Ich nehme durch diese Einschränkung eigentlich nichts von dem zurück, was ich in dem vorigen Stücke gesagt habe, weil ich daselbst immer nur von dem Ganzen geredet habe. Allein ich möchte doch auch nicht gern durch Mißdeutung das Ansehen haben, als wenn ich den Werth solcher Männer verkennete, von deren Verdiensten ich selbst so sehr durchdrungen bin, als es ganz Deutschland nur seyn kann.

8.

Nouveau Dictionnaire de la langue Allemande & Françoise composé sur les Dictionnaires de M. *Adelung* & de l'Academie Françoise, enrichi des termes propres des sciences & des arts. — Par *Chret. Fred. Schwan.* — Revû & corrigé pour la partie Françoise par Mr. *Vriot*, Professeur à l'Academie militaire de Stoutgardt. Tome I qui contient les Lettres A — G, de l'alphabet Allemand expliqué par le François. A Mannheim chez C. F. Schwan & M. Fontaine. 1782. 4 Alph. 13 Bog. in gr. 4.

Herr Kammerrath Schwan hatte in der ersten Ankündigung dieses neuen Deutschen Wörterbuches für die Franzosen allerdings Recht, wenn er behauptete, daß alle zum Behufe fremder Sprachen verfertigte Deutsche Wörterbücher, die für die alten Sprachen selbst nicht ausgenommen, noch weit unter dem mittelmäßigen sind. Die meisten sind in der That elend und abscheulich. Des großen Mangels an guten und gangbaren Wörtern nicht zu gedenken, so zeugen sie gemeiniglich von der tiefsten Unwissenheit in grammati-

schen

schen Kenntnissen, daher z. B. eine ungeheure Menge Redensarten immer als zusammen gesetzte Wörter aufgeführet werden, die doch keine Zusammensetzungen ausmachen können, wie Nebenhergehen, Nebenhinfahren, Entgegenkommen, Durcheinander, Durcheinandermengen, und unzählige dieser Art mehr. Hat ein solcher Verfasser dabey keine bestimmte Orthographie, oder er ist gar von dem Neuerungskitzel angesteckt, so ist des Unfugs kein Ende, und eine solche Arbeit wird nicht allein unbrauchbar, weil man nicht weiß, wo man ein Wort suchen soll, sondern auch schädlich, wegen der Folgen auf Unerfahrne. Kann etwas noch nachtheiliger seyn als dieses, so ist es der schlechte Geschmack der Verfasser, daher die Wörterbücher dieser Art immer mit den niedrigsten und unedelsten Wörtern angefüllet sind, welchen unter dem albernen Vorwande der Kraft und des Nachdruckes gemeiniglich vor den edlern der Vorzug gegeben wird, auch wenn das gleich bedeutende Wort der fremden Sprache dazu nicht den mindesten Anlaß gibt. Wie viel Schaden dadurch sowohl bey der Deutschen Jugend als auch bey Ausländern gestiftet wird, kann man sich leicht vorstellen. Die erstern, welche solche Bücher sehr häufig in den Händen zu haben pflegen, werden dadurch zu Sprachverderbern gebildet, und ihr Geschmack wird von der frühesten Jugend an

auf immer verderbt. Und was müssen Ausländer von der Deutschen Schriftsprache denken, wenn ihnen an deren Statt eine solche Auswahl fehlerhafter, provinzieller und niedriger Ausdrücke dargestellet wird. Bey allen Wörterbüchern fremder Sprachen verdienet daher der Deutsche Theil eine allgemeine und völlige Musterung, und billig sollten die Schulverbesserungen mit der Verbannung aller den guten Geschmack beleidigender Schulbücher, worunter denn die so genannten Schul-Lexica gemeiniglich oben an stehen, angefangen werden.

Herrn Kammerrath Schwan's Unternehmen verdienet daher schon von dieser Seite betrachtet, Dank, indem dadurch nicht allein die Ehre der Deutschen Schriftsprache gegen Frankreich gerettet, sondern den Franzosen auch die Erlernung derselben erleichtert wird, welche bey den so fehlerhaften und geschmackwidrigen Deutsch-Französischen Wörternbüchern unmöglich war.

In der zwey Bogen starken Einleitung wird die Aussprache der Deutschen Buchstaben zum Behufe der Franzosen vorgetragen, und man muß es Herrn Schwan als einem Provinzialen vergeben, wenn die reinste Hochdeutsche Aussprache nicht in allen Stücken getroffen seyn sollte, zumahl da derselbe hier keine andern Hülfsmittel gehabt zu haben scheinet, als Junkers Deutsche Sprachlehre

für

für die Franzosen. Daher hätte das, was S. 3 von langen und kurzen Vocalen, (richtiger von gedehnten und geschärften,) von der Aussprache der Vocale vor gedoppelten Consonanten, von dem h und den verdoppelten Vocalen gesagt wird, noch weit genauer und für Ausländer brauchbarer bestimmt werden können, wenn dem Herrn Verfasser neuere Hülfsmittel bekannt gewesen wären. Daß die Absicht der verdoppelten Vocale nicht bloß ist, die Dehnung zu bezeichnen, sondern einem magern Worte mehr Körper zu geben, wird aus dem vorigen Stücke dieses Magazines wenigstens wahrscheinlich werden.

Daß wir nach S. 4 ein e haben, welches eben so stumm ist, als das e muet der Franzosen, ist nach der guten Hochdeutschen Aussprache unrichtig. Das e der Biegungssylben, welches der Verfasser dahin rechnet, ist zwar tonlos, aber nichts weniger als stumm. Spricht gleich der Provinzial des Dieb's, dem Dieb', geh'n, lieb'n, so spricht der wahre Hochdeutsche sehr bestimmt und deutlich des Diebes, dem Diebe, gehen, lieben, daher man dieses e hier für nichts weniger als stumm halten kann.

Daß das ie der heutigen Hochdeutschen Aussprache nach kein Doppellaut ist, sondern wieder dem gedehnten i mehr Körper geben soll, erhellet gleichfalls aus

dem

dem ersten Stücke dieses Magazines. Der Begriff eines Doppellautes könnte den Ausländer zu der falschen Aussprache des ie verleiten, welche in Österreich herrscht, wo man diesen Vocal z. B. in Wien als einen wahren Doppellaut ausspricht, und i und e zusammen schmelzen läßt.

Daß Herr Schwan das y zu verbannen sucht, da doch der gewöhnlichste Hochdeutsche Schreibegebrauch es noch beybehält, ist eben so wenig zu billigen, indem Neuerungen dieser Art in einem Buche für Ausländer am unschicklichsten sind. Ich werde diesem so sehr verfolgten Buchstaben in der Folge einmahl einen eigenen Aufsatz widmen.

Bey dem b und d ist der doppelte Laut beyder Buchstaben übergangen worden, nach welchem sie bald hart, bald gelinde lauten, hart in lieb, lieblich, der Leib, der Tod, das Rad, gelinde, in Liebe, lieben, des Todes, die Räder. S. meine Sprachlehre. Eben daselbst ist auch bemerket worden, daß ch zu Anfange fremder Wörter nicht allemahl wie k lautet, z. B. China, Chaos, Chymie, Chrysopras u. s. f.

Das s ist unter allen Buchstaben am unvollkommensten behandelt worden, welches man doch größten Theils der Provinz des Verfassers zuschreiben muß. Daß das s vor dem p und t in vielen Fällen wie sch ausgesprochen

wird, hätte nicht sollen mit einer zweydeutigen Mißbilligung vorgetragen werden, weil sie einmahl die herrschende und allgemeine Aussprache nicht allein im Hochdeutschen, sondern auch im ganzen Oberdeutschen ist, welcher Niederdeutsche Eigenheiten keine Gesetze vorschreiben können. Daß der Zischlaut eine Sprache nicht übel klingend machen könne, erhellet aus dem Französischen und Italiänischen, wo er noch häufiger ist, als im Deutschen; man muß ihn nur mit der Feinheit dieser Völker, (mit welcher er auch in Obersachsen ausgesprochen wird,) und nicht mit dem vollen Munde eines Oberschwaben vortragen.

Das ß oder das geschärfte s nach gedehnten Vocalen, wie in Fuß, süß, fehlet hier ganz, welches wir denn doch wohl der Mundart des Herrn Verfassers zuschreiben müssen, welche kein anderes ss kennet, als das verdoppelte s, welches unser ß doch nur in manchen Fällen ist. Dieser Fehler hat denn seinen Einfluß auf das ganze folgende Wörterbuch gehabt, wo das ß bald mit einem s, bald mit ss geschrieben worden, z. B. Flies, ein Bach, des Flieses, wo das s nicht anders als in Fliese, eine Art Steine, und Riese gesprochen werden kann, für Fließ, des Fließes von fließen. Ferner Buſſe, Büſſen, Buſſ-fertig u. s. f. welches den Franzosen zu der Schlesischen Aussprache die Büsse verleiten muß, dagegen

gegen der Hochdeutsche Büße spricht. Man sehe die vorige Abhandlung von dem ß. Dagegen hat Herr Schwan S. 13 vollkommen Recht, wenn er sich den Neuerungen derer widersetzt, welche alle verdoppelte Consonanten verbannen, und falen, deken, beisen schreiben wollen, welches wider die Aussprache, das erste Grundgesetz der Schrift, ist. Er hätte daher auch nicht selbst davon abweichen und er schikt, blikt, sezt schreiben sollen, weil die Bezeichnung der nächsten Abstammung das zweyte Grundgesetz ist.

Ich komme zu dem Werke selbst, bleibe aber bloß bey demjenigen stehen, was die Deutsche Sprache betrifft. Daß in diesem mein Deutsches Wörterbuch zum Grunde lieget, erhellet schon aus der Aufschrift, und da jenes bloß für Deutsche geschrieben worden, welchen es um eine gelehrte und kritische Kenntniß ihrer Sprache zu thun ist, so war es ganz natürlich, daß vieles wegbleiben mußte, was dem Ausländer minder wichtig ist, z. B. die Etymologien, wobey mir doch der Verfasser darin zu weit gegangen zu seyn scheinet, daß er auch die nächsten Abstammungen, wo sie nicht so gleich in die Augen fallen, unbemerkt gelassen hat, indem sie zu dem Wortverstande doch allerdings sehr vieles beytragen. Diese Geringschätzung der Etymologie, (welche vermuthlich manchem damit getriebenen neuern Unfuge

zuzuschreiben ist,) ist vermuthlich auch Ursache, daß gleich lautende Wörter verschiedenen Ursprunges hier nicht von einander unterschieden, sondern als ein und eben dasselbe Wort behandelt worden, daher sich denn der Ausländer verwundern muß, wie der Deutsche so viele verschiedene Begriffe durch ein einiges gleich lautendes Wort (z. B. Bär,) ausdrucken kann.

Da mein Wörterbuch zu einem kritischen Wörterbuche für Deutsche bestimmt war, so war es nothwendig, daß ich nicht allein viele veraltete Wörter, welche in Schriften, die noch zuweilen gelesen werden, vorkommen, sondern auch manche niedrige mit aufnehmen mußte, wäre es auch nur, um dabey zu sagen, daß sie niedrig und für die Schriftsprache zu unedel sind. Allein sollten diese Bedürfnisse auch wohl in Ansehung der Ausländer und besonders der Franzosen Statt finden? Solche Schriften, worin veraltete Wörter vorkommen, z. B. Luthers Bibel, Opitzens und anderer älterer Dichter Werke, die Producte des Kanzelley-Styles u. s. f. lieset wohl nicht leicht ein Franzose. Dahin gehören auch viele Kunstwörter, besonders solcher Handwerker und Lebensarten, welche die Aufmerksamkeit des Ausländers nicht leicht auf sich ziehen. Wäre in diesen und gewissen andern Arten von Wörtern nicht eine weise Auswahl nothwendig gewesen, um dem Ausländer

nur

nur die Hochdeutsche Schriftsprache in ihrer völligen Reinigkeit zu liefern?

Eine sehr nützliche Veränderung hat Herr Schwan darin angebracht, daß er die mit Vorsylben abgeleiteten und zusammen gesetzten Wörter nach ihrer Ableitung und Zusammensetzung vermittelst des Theilungszeichens bezeichnet hat, z. B. Be=schlag, Feuer=blase. Da dieses in den allermeisten Fällen (denn in allen ist es doch nicht geschehen, z. B. eigensinnig,) beobachtet worden, so trägt es vieles dazu bey, dem Ausländer die nächste Abstammung darzulegen, und folglich die Verständlichkeit zu befördern.

Ich wünschte nur, daß zur Erleichterung der Aussprache auch der Ton jedesmahl wäre bezeichnet worden, welcher im Deutschen regelmäßiger ist, als in irgend einer andern Sprache. Allein vielleicht hielten Herrn Schwan eben die Bewegungsgründe ab, welche mich gehindert haben, denselben durch Zeichen anzugeben. Wir haben im Deutschen ein gedoppeltes e, das hohe (See, sehbar,) und das niedere (leben, bethen,) deren richtige Aussprache in einzelen Fällen sowohl dem Provinzialen, als dem Ausländer Mühe macht. Ich hielt es daher für nöthig, das niedere e durch das Hütchen (è) zu bezeichnen, welches manche irrig für ein Tonzeichen gehalten haben. Allein nunmehr würde die

Bezeichnung des Tones die Zeichen in manchen Wörtern zu sehr gehäuft, und folglich Verwirrung verursacht haben, daher ich es für nothwendig hielt, von meinem ersten Vorsatze abzugehen, und den Ton unbezeichnet zu lassen, zumahl da ein Deutscher denselben ohnehin nicht leicht verfehlen kann. Herr Schwan hat das hohe und niedere e gleichfalls unterschieden, und dieses durch é bezeichnet; überdieß hat er den gedehnten Vocal noch durch das Hütchen bezeichnet, und hatte folglich noch ein Hinderniß mehr, auch noch den Ton anzugeben, besonders in solchen Fällen, wo zwey Zeichen auf einem Vocale zusammen gekommen seyn würden.

Ich habe mir es bey meinem Wörterbuche zu einer meiner ersten Pflichten gemacht, bey jedem Worte dessen erste Bedeutung, so viel möglich war, aufzusuchen, diese allemahl zum Grunde zu legen, und dann alle übrigen Bedeutungen, so wie eine aus der andern entstanden, daraus folgen zu lassen, und zwar nicht bloß nach Muthmaßungen oder willkührlichen Grundsätzen, sondern immer nach Maßgabe älterer Schriften, und, wo diese nicht hinreichten, der Analogie. Ich habe daher, ehe ich mich an die Ausarbeitung wagte, alle unsere ältesten Schriftsteller, und eine große Menge der mittlern und neuern Zeiten in chronologischer Ordnung

mehr=

mehrmahls gelesen und für mein Wörterbuch ausgezogen. Wie mühsam das ist, kann nur der einsehen, welcher dergleichen selbst versucht hat. Allein der Nutzen einer solchen Behandlung ist auch groß, indem dadurch nicht allein die Begreifflichkeit jeder Bedeutung dargeleget, und die Ursachen, warum man manche Bedeutungen veralten lassen, unvermerkt mit angegeben werden, sondern auch der Fortschritt des menschlichen Geistes bey jedem einzelen Begriffe auf das überzeugendste geschildert wird. Manche meiner Recensenten haben diese Behandlung, womit ich bey dem Kenner Dank zu verdienen hoffte, ganz verkannt, und aus dem irrigen Grundsatze, daß die gangbarste Bedeutung eines Wortes allemahl auch die erste und ursprüngliche ist, Philosophie in meinem Wörterbuche vermißt. Ist Philosophie wirklich etwas mehr, als Geschwätz aus willkührlich angenommenen Grundsätzen, so kann sie in Sprachen nicht anders verfahren, als daß sie von dem ersten erweislichen rohen und sinnlichen Begriffe ausgehet, und denselben, so weit ihre Hülfsmittel reichen, durch alle Abänderungen und Grade der Verfeinerung bis zu der gegenwärtigen verfolgt. Das ist freylich mühsamer, als nach willkührlich angenommenen Begriffen und Ähnlichkeiten zu schwatzen; aber dafür ist es auch die einige wahre Sprach-Philosophie.

Daß zu dieser Behandlungsart in einem Deutschen Wörterbuche für Ausländer nicht eben dieselben Bewegungsgründe vorhanden waren, gebe ich gerne zu; daher ich es auch billige, daß Herr Schwan in diesem Stücke meinen Weg verlassen hat, wobey er denn auch die mittlern veralteten Bedeutungen eines Wortes, welche mir zur Vollständigkeit des Stufenganges unentbehrlich waren, übergehen konnte. Allein er scheinet mir doch darin zu wenig für die Deutlichkeit und Begreifflichkeit des Begriffes gesorget zu haben, daß er nach der Gewohnheit der meisten Wörterbücher den Unterschied der Bedeutungen zwar nicht völlig aufgehoben, aber doch nicht genug abgesondert, und ihre Verbindung nicht deutlich genug bemerkt hat.

Um nicht zu weitläuftig zu werden, will ich nur noch ein Paar Artikel zur Probe hersetzen, theils das vorher gesagte damit zu bestätigen, theils aber auch die ganze übrige Behandlungsart des Herrn Verfassers daran zu zeigen. Ich liefere sie ohne Wahl, so wie sie mir zuerst vorkommen.

FUTTER, (Futter) (das) *gen.* des -s, *pl.* die -; *La doublure.* *It.* Das Futter, Futteral; *l'etui.* Das Pistolenfutter; *le fourreau de pistolet.* Ein Kammfutter; *un étui à peigne, trousse.* Ein Flaschenfutter; *une cantine.*

tine. *It.* Das Futter; (*en T. de cordonn.*) *le contre-éperon; it.* (*en T. de menuis.*) *la plate-bande; it.* (*en T. d'horlog.*) *le trou dans lequel roulent les pivots.*

Das Futter; *la nourriture, pâture, le fourrage, les aliments, se dit généralement de tout ce qu'il faut pour nourrir une bête.* Hartes Futter; *nourriture de grain.* Rauhes Futter; *du fourrage.* Grünes, trockenes Futter; *fourrage verd, sec.* Wickfutter; *du trémois.* Das Abhauen des Futters; *le fourrage.* Das Futterholen bei der Armé; *le fourragement.* Dem Viehe sein Futter gèben; *donner la pâture* (*nourriture*) *aux bestiaux.* Futter auf den Winter anschaffen; *pourvoir aux fourrages pour l'hiver.* Den Pfèrden ein Futter gèben; *faire repaître les chevaux.* Den Wèg in einem Futter thun; *faire le chemin sans repaître, sans débrider, d'une seule traite.* Auf die Fütterung gehen, auf Fütterung ausgehen; *it.* in einem Orte alles Futter wegschneiden, wegmähen; *fourrager, aller au fourrage.* Der aufs Futterholen ausreitet; *un fourrageur.* Fütterung der Schafe

Schafe und andern Viehes; *l'affourragement.* Futter für die Vögel; *de la mangeaille.*

On appelle aussi Futter; *l'ordure, la crotte, qui se trouve dans la laine.* Das Futtern, das Herauslèsen der Unreinigkeiten aus dem Tuche; *le poutillage.*

GEDICHT, (Gedicht) (das) *gen.* des-es, *pl.* die-e; *La fiction, imposture, fausseté, bourde, chose controuvée, feinte, inventée, artifice, conte fait à plaisir, fable, historiette, invention.* Das ist ein bloses Gedicht; *ce n'est qu'un mensonge, c'est une fable, it.* Gedicht; *un poëme, pièce de vers, les vers, la poësie.* Ein Heldengedicht; *un poëme héroique.* Lehrgedicht; *poëme épique, fable.* Sinngedicht; *épigramme.* Hirtengedicht; *éclogue, idylle, pastorale.* Stachelgedicht; *satyre.* Hochzeitgedicht; *épithalame.* Ein Leichen- und Trauergedicht; *un poëme funèbre, une élégie.* Schmäh- und Schandgedicht; *pasquin, pasquinade, libelle, placard diffamatoire.* Ein Gedicht von kurzen Versen mit Wiederholungen; *un virelai.* Ein Gedicht

dicht von zèhn Verſen; *un dizain.* Gedicht, darin die Anfangsbuchſtaben der Verſe gewiſse Worte oder Namen ausmachen; *un acroſtiche.* Ein elendes Gedicht; *des rimailles.* Ein unzüchtiges Gedicht; *une priapée, vers fescennins.* Eine Sammlung von Gedichten; *des poëſies, un recueil de poëſies.*

GEGEN, (gegen) *præp. qui régit ordinairement l'accuſatif. Contre, avec, pour, à, au, ſur, vers, envers, à l'égard.* Ich habe mich gègen die Wand geſtoſen; *je me ſuis heurté contre la muraille.* Gègen den Wind, Strôm fahren; *aller contre le vent, contre le fil de l'eau.* Ihrer waren drei gègen einen; *ils étoient trois contre un.* Eins gègen das andere ſetzen; *mettre l'un contre l'autre.* Ich wette zèhn gègen eins; *je gage dix contre un.* Eine Wâre gegen die andere vertauſchen; *troquer marchandiſe contre marchandiſe.* Er hat ſeinen Mantel gègen einen Reiſerock vertauſchet; *il a changé ſon manteau contre un roquelaure.* Sich gègen ſeinen Fèind wèhren; *ſe défendre contre ſon ennemi.* Die Treue gègen Gott; *la fidélité envers Dieu.* Sie

wâr

war sehr freundlich gègen mich; *elle étoit assez complaisante à mon égard.* Gègen meinen Vater; *à l'égard de mon père.* Er wohnt gègen mir über; *il demeure vis à vis de moi.* Er ist nur ein Kind gègen ihm; *il n'est qu'un enfant au prix, vis à vis de lui.* Gègen zèhn Uhr; *vers les dix heures.* Gègen den Mittag, Abend; *vers le midi, vers le soir.* Gègen Morgen; *vers l'orient.*

GEMEIN, (gemein) *adj. & adv. Commun, public, universel, général. Dans l'acception la plus générale, il se dit des choses à quoi tout le monde participe, ou à droit de participer, ou dont l'usage appartient à plusieurs.* Ein gemeiner Brunnen; *un puits commun.* Die gemeine Landstrase; *le chemin commun.* Diese Sache hat mit derjenigen wovon die Rède ist nichts gemein; *cette affaire-là n'a rien de commun avec celle dont il s'agit.* Unter uns ist alles gemein; *tout est commun entre nous.* Gemeine Güter; *des biens communs.* Gemeine Güter einer Stadt; *les communes.* Die gemeinen Güter können nicht veräusſert

ſert werden; *les communes ne ſauroient être aliénées.* Die gemeine Weide ou Gemeinweide; *le pâturage commun; communau, communes.* Der Tod iſt allen gemein; *la mort eſt commune à tous.* Ein gemeines Geſetz; *une loi générale.* Das gemeine Beſte; *l'utilité publique; le bien public.* Das gemeine Weſen; *la républi-que, le bien commun.* Ein gemeiner Platz; *une place publique.* Ein gemeines Haus, *une maiſon publique.* Etwas gemein, kundbar machen; *rendre une choſe publique.*

Gemein, *populaire, vulgaire, ſimple, plat, trivial.* Eine gemeine Art; Weiſe; *une manière populaire.* Eine gemeine Redensart; *une façon de parler populaire.* Ein gemeiner Wahn; *une opinion vulgaire.* Die gemeine Sprache; *la langue vulgaire.* Nur gemeine, ſchlechte Sachen vorbringen; *ne dire que des choſes vulgaires ou triviales.* Das gemeine Volk, der gemeine Mann; *le vulgaire.* Ein gemeiner Soldat; *un ſimple ſoldat.* Er lieſs ſich als ein gemeiner Mann anwerben; *il ſe fit enrôler en qualité de ſimple ſoldat.* Eine gemeine

meine Hure; *une prostituée, garce, carogne, femme commune, femme publique.*

It. Gemeines Volk, der Pöbel; *le peuple, la populace, le public.* Ein gemeiner Mann; *le commun, le commun peuple, le vulgaire, la multitude, le menu, le petit peuple, la lie du peuple, gens du bas étage.* Die allergemeinsten Leute; *gens du plus bas étage.* Die gemeinen Leute; *gens du vulgaire.* Gemeines Hèrkommen, gemeiner Stand; *roture; naissance basse, bassesse de naissance.* Gemeine pöbelhafte Rèdensarten; *des bassesses, mots bas.* Eine gemeine Person; *une personne roturière.* Wie seyd ihr doch so gemein in eurer Aufführung! *que vous êtes vulgaire.* Er hat sehr gemeine Sitten an sich; *il a des manières assez populaires.*

Gemein *signifie aussi, qui se trouve aisément & en abondance.* Die Melonen sind in diesem Jahr sehr gemein; *les melons sont fort communs cette année.* Die gemeinsten Kräuter; *les herbes les plus communes.*

On dit: Dieſes Gût trägt in einem gemeinen Jahre ſo viel ein; *cette terre vaut tant de revenu, année commune; pour dire: bon an, mal an, en compenſant les mauvaiſes années avec les bonnes.*

Gemein machen; *rendre public; divulguer, publier, profaner. it.* Sich gemein, zu gemein machen; *ſe familiariſer; ſe rendre trop familier.* Sich gar zu gemein machen; *ſe donner, (prendre) des privautés avec qq. un: ſe rendre trop libre.* Sich mit ſchlechten Leuten gemein machen; *s'encanailler.* Ich habe mir dieſe Sprache gemein gemacht; *je me ſuis rendu cette laugue familiere.*

Gemein, gemeiniglich, insgemein; *adv. A l'ordinaire, à la commune, ordinairement, familièrement, en commun, communément, fréquemment, univerſellement, en généralement, publiquement, populairement, vulgairement, trivialement.*

Es iſt wohl kaum nöthig, zu bemerken, daß dasjenige, was oben erinnert worden, nicht die Abſicht haben kann, Herrn Schwan's Verdienſte zu ſchmählern. Sein Wörterbuch iſt immer die erſte mit Verſtande ausgeführte Arbeit dieſer Art, welche von unzäh-

ligen Mängeln und Fehlern seiner Vorgänger frey ist. Ist sie gleich jetzt noch von der Vollkommenheit entfernt, so kann sie ihr doch in Zukunft näher kommen, weil es einem so gemeinnützigen Buche an mehrern Auflagen nicht fehlen kann. Und denn ist ja auch mein Wörterbuch, welchem der Herr Verfasser in Ansehung des Deutschen gefolget ist, von Fehlern und Mängeln nicht frey, wie aus den zahlreichen Verbesserungen und Zusätzen erhellen wird, welche ich in dem fünften und letzten Bande zu liefern gedenke. Sollte es Herrn Schwan gefallen, bey einer neuen Auflage einige der vorigen Erinnerungen zu befolgen, so würde dadurch zugleich vieler Raum ersparet, und das Werk minder kostbar gemacht werden.

9.

Deutsche Sprachlehre für Damen. In Briefen, von Carl Philipp Moritz. Berlin, bey Arnold Wever, 1782. 1 Alph. 12 Bog. in klein 8.

Herr Conrector Moritz hat sich bereits durch eine kleine Schrift über den Gebrauch des Datives und Accusatives als einen Sprachforscher besserer Art gezeigt, welcher das Wesen der Sprache in ihr selbst aufzufinden, nicht aber willkührlich hinein zu tragen sucht, und noch weniger sein ganzes Sprachverdienst auf eine neu ersonnene Orthographie gründet; daher wir von seinem Buche ein wenig umständlicher reden müssen.

Da der Verfasser seine Arbeit zunächst für Damen bestimmt hat, so muß man auch diesen Gesichtspunct nicht aus den Augen verlieren, weil man sonst Gefahr laufen könnte, Bestimmtheit, Gründlichkeit und fruchtbare Kürze in derselben zu vermissen. Damen wollen auf eine angenehme Art unterhalten, nicht aber durch trockne Gründlichkeit ermüdet werden. Besitzt denn der Verfasser die Kunst, sie durch den Reitz der Unterhaltung unvermerkt auf Gegenstände zu führen, deren

Dürre sie sonst auf immer abgeschreckt haben würde: so verdienet er den Dank der ganzen Nation, weil dieß der einige Weg ist, den schönern Theil derselben auf die Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache aufmerksam zu machen, welche bey diesem Geschlechte, wegen seines gemeiniglich feinern Geschmackes gewiß gewinnen werden, so bald derselbe sie nur seiner Aufmerksamkeit würdig findet. Daß Herr Moritz diese Kunst in einem glücklichen Maße besitzet, wird ihm niemand absprechen können, der diese Sprachlehre nur mit einiger Aufmerksamkeit durchlesen will.

Aus dieser Absicht rühret denn auch die Briefform her, welche, aus andern Gesichtspuncten betrachtet, für eine Sprachlehre zu unbequem und weitschweiffig seyn würde, aber hier ihre gute Dienste thut, indem sie eine der bequemsten ist, auf eine unterhaltende Art zu unterrichten. Es sind der Briefe in allem funfzehen, deren Inhalt ich kürzlich anzeigen will.

Erster Brief. Das Vergnügen, welches die nähere Kenntniß der Sprache gewähret. In der Sprache findet sich die genaueste Übereinstimmung aller einzelen Theile zum Ganzen; die Art und Weise dieser Übereinstimmung einzusehen, ist eine der reitzendsten Beschäftigungen. Entzweck der Sprachlehre. Sie legt die geheimen Fugen aus einander, wodurch das Gebäude

äusserer

unserer Sprache sich in einander schließt, und lehret uns die Sprache, als die erste Quelle aller menschlichen Wissenschaften kennen. Freylich ist die Sprache nur das Werkzeug in der Hand des Künstlers; aber auch die Güte der Werkzeuge erhöhet die Kunst. Je besser die Flöte ist, desto besser ist der Ton. Dem Philosophen ist sie indessen noch etwas mehr als ein bloßes Werkzeug; sie ist ihm der Urstoff, worin alle menschliche Kenntnisse als in ihrem Keime schlummern, und woraus sich eine nach der andern entwickelt hat.

Zweyter Brief. Von der Sprache überhaupt. Sie ist eine Sammlung von einzelen Bildern, welche schon in unserer Seele liegen, und woraus bey jedem Anlasse ein neues Bild zusammen gefüget wird. Dieses wird mit einer kleinen Erzählung sinnlich gemacht, bey welcher Gelegenheit die Dame zugleich einen Begriff von dem Substantivo, dem Verbo und der Präposition bekommt. Vorzug der Sprache vor der Mahlerey. Diese schildert nur die Handlung eines Augenblickes; jene die ganze fortdauernde Handlung.

Dritter bis fünfter Brief. Die Entwickelung der einzelen Arten der Wörter wird hier fortgesetzt. Anfänglich freylich nicht nach den Arten des Begriffes, welche sie in der Reihe der Vorstellungen bezeichnen, welches für die Dame noch zu abstract seyn würde, son-

dern nach den Eindrücken, welche sie auf uns machen, daher die Eintheilung in Bildwörter, Tonwörter, Empfindungswörter und Verhältnißwörter, nachdem sie uns entweder an ein Bild, oder an einen empfundenen Ton, oder an eine Empfindung, oder endlich auch an ein Verhältniß erinnern. Diese Begriffe werden an einer Geßnerischen Idylle anschauend gemacht; allein indem der Verfasser durch obige Eintheilung der Wörter nach ihren Eindrücken auf uns, bloß scheinet täuschen und unterhalten zu wollen: so weiß er doch sehr geschickt, gründlichere Betrachtungen mit einzuflechten, und die Dame nicht nur auf die wahren Begriffe der Redetheile vorzubereiten, sondern sie auch mit vielen Gegenständen aus der Etymologie, der Biegung der Wörter u. s. f. unvermerkt bekannt zu machen.

Sechster Brief. Fortsetzung der Entwickelng einiger Gegenstände aus der Lehre von der Biegung auf Veranlassung der vorigen Idylle. Bezeichnung des Zukünftigen und Vergangenen. Von dem Worte nein. Unvermerkte Erklärung des Activi und Passivi. Betrachtung des Verbi seyn.

Siebenter Brief. Einige Rückblicke auf das Ganze der Sprache. Sie erweckt nicht bloß vermittelst der Worte Bilder, welche schon in der Seele schlummerten, um neue Bilder daraus zusammen zu setzen; sie

thut

thut noch mehr, indem sie selbst unsern Sinnen bey der Betrachtung der Natur zu Hülfe kommt, und zugleich dem Gedächtnisse ganz allein Dauer und Festigkeit gibt. Dieser Vortheil der Sprache wird sehr anschauend und überzeugend bewiesen, und zugleich der Ursprung der Sprache und mit ihr der ersten klaren Erkenntniß sehr geschickt mit eingewebt.

Achter Brief. Der Verfasser kommt nunmehr dem Begriffe der Redetheile näher. Zuerst Entwickelung des Substantives, als des Nahmens der Dinge. Eintheilung der Substantive, nach den Dingen, deren Nahme sie sind, entweder für sich bestehender, oder nur als für sich bestehend gedachter Dinge. Zu den letztern gehören die Nahmen der Materien, woraus die erstern gebildet sind, die Nahmen solcher Dinge, bey welchen man sich nichts einzeles vorstellen kann, solche, welche eine ganze Reihe dunkeler Vorstellungen auf einmahl erwecken, z. B. Belohnung, und die so genannten Abstracta. Der Begriff der beyden letztern wird sehr angenehm entwickelt.

Neunter Brief. Entwickelung des Artikels. Sehr richtig, indem er hier nicht als ein bloßes Geschlechts- oder Declinations-Zeichen erscheint. Beyläufig von dem Geschlechte der Substantive. Entwickelung der Pronominum. Unterschied der Eigenschaft und der

Beschaffenheit, vollkommen richtig und ganz nach den in meinen Sprachlehren davon gegebenen Begriffen. Beyde geben der Sprache Licht und Schatten. Von den Umstandswörtern; sehr einleuchtend und wahr.

Zehnter Brief, von dem Bau der Rede, der hier sehr faßlich aus dem Bedürfnisse, sich verständlich auszudrucken, entwickelt wird. Wichtigkeit des Verbi ist; es ist die Seele der ganzen Sprache, und liegt in allen übrigen Verbis zum Grunde. Entwickelung des Subjectes und der nähern Bestimmungen des Verbi durch dessen Casus, durch die Präpositiones mit ihren Casibus, u. s. f. wo doch die neuen Deutschen Kunstwörter den sonst hellen Vortrag des Verfassers ein wenig verdunkeln. Erklärung des Genitives bey einem andern Substantive. Richtiger Gebrauch der Unterscheidungszeichen aus dem Baue der Rede hergeleitet.

Eilfter Brief, von den Fugen der Rede, worunter der Verfasser die Lehre von der Biegung der Wörter in dem Zusammenhange der Rede, oder die so genannte Rection verstehet. Die neuen Kunstwörter sind auch hier der Verständlichkeit nachtheilig, und es ist zu besorgen, die Dame werde darüber einnicken. Von Verbis mit dem Dativo, sehr faßlich und richtig. Vertheidigung des doppelten Accusatives bey dem Verbo lehren; fast ein wenig zu spitzfindig.

Zwölfter Brief, von den unpersönlichen Verbis, und ihrem Casu. Eintheilung derselben, nachdem sie entweder Veränderungen außer uns oder in uns, und im letztern Falle entweder Veränderungen des Körpers oder der Seele bezeichnen. Ursache, warum man mich dünkt und mir däucht sagt; bey dünken betrachten wir uns als das nächste Ziel, bey däuchten aber nur als den Zweck dessen, was in der Seele vorgehet. Von den verschiedenen Arten der Präpositionen und ihren Casibus. Ohnedem und dem ohngeachtet, welche hier gebilliget werden, sind im Hochdeutschen in der That nicht so allgemein, daß ihnen nicht die bessern ohne dieß und dessen ungeachtet vorgezogen werden könnten und billig sollten. Tabelle über die Präpositionen. Verbindung des Verbi mit dem Nennworte und Conjugation desselben. Von den Participiis, sehr kurz, und nur von ihrer Bildung, nichts von ihrem Gebrauche.

Erst im dreyzehnten Brief kommt der Verfasser auf die Bildung der Wörter, welche in einer systematischen Sprachlehre hier ein wenig am unrechten Orte stehen würde. Von abgeleiteten Wörtern und ihrem Tone; sehr kurz und unvollständig. Von den Buchstaben und ihren Schriftzeichen. Der Verfasser hält sie mit vielen ältern für Figuren des bey ihrer Hervor-

bringung geöffneten Mundes; eine weit wahrscheinlichere Entstehungsart derselben habe ich in meiner Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechtes angegeben. Die Vocale werden hier irrig für die einigen wahren Laute in der Sprache und für den Grundstoff derselben gehalten; sie bezeichnen ja nur die Öffnung des Mundes, mit welcher die Consonanten, die wesentlichsten Bestandtheile der Sprache, hervor gebracht werden; daher bezeichneten auch die ältesten Sprachen sie nicht. Bloße Vocale allein können keine vernehmliche Rede ausmachen, noch eher Consonanten allein, obgleich nur zur Noth. Mängel unsers Alphabetes. Von den Dehnungszeichen; nicht überall ganz richtig. Von dem gedoppelten e. Von dem th, von welchem ein wenig zu verächtlich geurtheilet wird.

Vierzehnter Brief. Fortsetzung der im vorigen abgebrochenen Lehre von der Orthographie. Unterscheidung der verwandten Consonanten. Unbillige Vertauschung des c mit k und z. Was S. 514 f. von dem g gesagt wird, ist der wahren Hochdeutschen Aussprache nicht völlig gemäß. Von dem v. Von dem s; daß das s vor p und t zu Anfange der Wörter, wie ein sch ausgesprochen wird, geschiehet nicht bloß in Obersachsen, sondern in dem ganzen mittlern und südlichen Deutschlande,

lande, folglich in dessen größtem Theile. Unterschied des ß und ss. Warum man daß und das schreibet; sehr einleuchtend, wenigstens erhellet daraus, daß es kein blinder und willkührlicher Unterschied ist.

Funfzehnter und letzter Brief. Zum Beschlusse etwas von dem Ursprunge der Sprache. Nicht Nachahmung des Tönenden soll sie veranlasset haben, weil so viele Wörter mit keinem Naturtone verglichen werden können; sondern dunkele Empfindung der jedesmahlichen Gestalt der Sprachwerkzeuge, womit ein Schall hervor gebracht wird. Der Verfasser hat aber wohl nicht bedacht, daß der von ihm gegen den obigen Ursprung gemachte Einwurf sich hier tausendmahl öfter einwerfen läßt. Überdieß sagt der angegebne Ursprung noch mehr als nichts, indem der Schall, den die jedesmahlige Gestalt der Sprachwerkzeuge veranlasset, für den Grund des Wortes angegeben wird, da doch beyde nur ein und eben dasselbe Ding sind. Was S. 543 von dem l zum Beweise des angegeben Ursprunges der Sprache, gesagt wird, beweiset gerade den Ursprung derselben aus Naturlauten, deren Nachahmung das l ist. Doch zum Glück bricht der Verfasser hier sehr bald selbst ab, und schließt damit das ganze Buch.

Aus dieser kurzen Darstellung des Inhaltes erhellet zugleich, daß der Verfasser in diesem Buche nicht eigentlich eine Sprachlehre im gewöhnlichsten Verstande liefern wollen, wozu denn doch weit mehr Vollständigkeit und systematische Ordnung nöthig gewesen seyn würde, sondern nur Briefe über die Sprachlehre. Und in dieser Rücksicht verdienen sie alle Empfehlung, sowohl um der Gründlichkeit und Wahrheit, als auch um des unterhaltenden und faßlichen Vortrages willen. Der wahre Gesichtspunct wird in den allermeisten Fällen sehr richtig getroffen, und auf das anschauendste dargestellet. Auch die Schreibart ist bis auf manche ohne Noth gebrauchte fremde Wörter, (z. B. Räsonnement, Lectüre, Interesse u. s. f.) rein, und wo der Gegenstand es verstattet, blühend.

10.

Die historischen Bücher des alten Testaments — so wie sie auf Befehl des Römischen Königes Conrad des vierten, in der Mitte des dreyzehenten Jahrhunderts in einer gereimten Übersetzung entworfen worden sind. Aus einer gleichzeitigen Handschrift auf der öffentlichen Stadt-Bibliothek zu Hamburg mitgetheilt, von Gottfried Schütze. Hamburg in der Heroldschen Buchhandlung, 1779. 1 Alph. 10 Bog. in 4.

Der gereimten Übersetzung der historischen Bücher des alten Testamentes zweyter und letzter Theil. — Hamburg, 1781. 1 Alph. 13 Bog. in 4.

So sehr sich das dreyzehente Jahrhundert durch die in demselben wieder erwachende Liebe zu den schönen Künsten und höhern Wissenschaften unter seinen Brüdern auszeichnet, so sehr zeiget sich doch alles nur noch in dem ersten rohen Anfange, und dem bloßen Aufkeimen. Einer der auffallendsten Beweise davon

ist der, daß man sowohl das eigentliche Gebieth der Dichtung, als auch den Begriff der wahren Geschichte und des einigen ihr angemessenen Vortrages ganz verkannte, und wahre Geschichte in einem dichterischen Gewande vortragen wollte. Das war nun der nächste und sicherste Weg, nicht nur die Dichtung zur elendesten Reimerey, sondern auch die wahre Geschichte zu einem abgeschmackten Romane herab zu würdigen.

Unter andern fielen die historischen Reimer dieser Zeit auch auf die Bibel; allein sie blieben dabey nicht bloß bey dem Texte derselben stehen, sondern sie verbanden damit den Gottfried von Viterbo, die Historiam scholasticam, und andere ähnliche historische Mißgeburten, und machten aus dem allen ein abentheuerliches Ganzes, welches sie entweder eine Chronik oder auch eine Übersetzung der Bibel nannten. Gegenwärtiges von dem Herrn Doct. Schütz heraus gegebene Werk ist eines dieser Art, und so unbedeutend es aus den obigen Umständen sowohl in Ansehung der Dichtung, als auch der Geschichte seyn muß, so schätzbar ist es doch in Rücksicht auf die Sprache, daher die Bekanntmachung dieser, so wie aller ähnlicher Überbleibsel, den wärmensten Dank des Sprachforschers verdienet.

Die

Die hier bekannt gemachte Handschrift ist aus der ehemahligen Uffenbachischen Bibliothek, deren handschriftliche Schätze, wie bekannt ist, in die öffentliche Bibliothek zu Hamburg gekommen sind. Allein sie ist sehr mangelhaft, indem das ganze erste Buch Mosis, und ein großer Theil des zweyten fehlet, und sie erst mit 2 Mos. Kap. 32, 30. angehet, und mit dem Tode Davids im zweyten Kap. des ersten Buches der Könige schon wieder aufhöret. Daß wir noch vollständigere Abschriften davon haben, wird aus dem folgenden erhellen. Da es dem Herrn D. Schütz nicht gefallen hat, sich über die Veranlassung und Geschichte dieser Übersetzung umständlich heraus zu lassen, so will ich das wenige, was mir davon bekannt ist, hier mittheilen.

Man kennet besonders zwey Arbeiten dieser Art, beyde ungefär aus der Mitte des dreyzehenten Jahrhundertes, eine, welche auf Befehl des Römischen Königes Conrad 4, welcher von 1250 bis 1254 regierte, verfertiget ward, und eine, welche Landgraf Heinrich von Thüringen veranläßte. Von beyden sind häufige Abschriften bekannt, und mehrere sind vielleicht noch an unbekannten Orten verborgen.

Von der ersten Übersetzung befinden sich Abschriften: 1. in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien, in 4, welche ehedem dem Wolfg. Lazius gehörte, aber nur in zwey

Stücken

Stücken bestehet, wovon das eine von der Schöpfung bis auf den Tod Josephs gehet, und das zweyte die acht ersten Kapitel des zweyten Buches Mosis enthält. Eine kurze Nachricht davon aus den Gottschedischen Sammlungen, wo sie aber sehr unkritisch in das eilfte Jahrhundert gesetzt wird, befindet sich in den Hamburgischen Unterhaltungen, B. 8. Daß sie ein Stück unserer gegenwärtigen Arbeit ist, schließe ich aus dem Anfange des zweyten Buches Mosis, welcher von Gottscheden folgender Gestalt angeführet wird:

Ein Buch heizet Exodus
Darinnen lesen wir sus,
Wie Jacobes chunne
Ze lande heim sunne u. s. f.

2. In der Stadt-Bibliothek zu Wien, welche Lambacher in dem Cat. Bibliothecae Vindob. civicae, Th. 1. und Gottsched in dem Neuesten B. 1. S. 246, beschreibt. Sie fängt sich an:

Richer Got Herre uber alle chraft
Des lobt dich alle herschaft
Orthaber alle wisheit
Lob und ere sei dir geseit, u. s. f.

Die Stelle, worin des Königes Conrad gedacht wird, lautet daselbst so:

Ob mir Got der jare gan
Daz ich es mach gedienen dran
Daz ist der chunic Conrad
Des keysers kind der mir hat
Gebotten und des bat mich
Inneclichen das ich
Durch in die mere tichte u. s. f.

Auch diese Abschrift ist nicht ganz, indem sie nur bis auf den Salomo gehet, aber von einem spätern Johann von München fortgesetzt worden. 3. In dem Kloster Gleineck in Österreich, welche von dem ersten Buche Mosis bis auf das vierte Buch der Könige gehet, und sehr vollständig ist, indem sie auch die Geschichte anderer Völker, und besonders den Trojanischen Krieg enthält. Pez führet in seinem Glossario viele Stellen daraus an. 4. Goldast in Paraenet. vet. gedenkt, vermuthlich aus der Hohen-Emsischen Bibliothek, gleichfalls einer solchen Abschrift, welche sich anfängt:

Richer Got Herre uber alle kraft
Voget himmelscher Herſkaft.

5. Eine andere Abschrift besaß Johann Hering, aus welcher er in seiner Schrift de Molendinis eorumque jure, Frankfurt, 1625. 4. einige Stellen abdrucken ließ. Er versprach sie heraus zu geben, welches aber nicht geschehen ist. Allein er irrete sehr, wenn er einen Gott-

frieď

fried von Vicerne (von Viterbo,) für den Verfasser angab, weil dieser nie Deutsch geschrieben hat. 6. Litzel beschreibt in Otters histor. Bibl. Th. 1. S. 94. eine von ihm aus der Obrechtischen Bibliothek erkaufte Abschrift. Ihr Anfang ist:

Richter Got herre ubir alle kraft
Vogt himilscher herschaft
Ob allin kreften swebit din kraft
Des lobet dich elliu herschaft
Orthabir allir wisheit
Lob und ere si dir geseit u. s. f.

Der Verfasser versichert darin, daß er mit dem Kaiser Friedrich 2 einen Zug nach Italien gethan, und Florenz habe einnehmen helfen. Die Abschrift gehet bis 2 Kön. 4, 44. 7. Eine andere Abschrift befand sich in der Raimund-Kraftischen Bibliothek, welche Schelhorn in den Amoenit. litter. Th. 3 S. 12 f. beschreibet. Sie gehet gleichfalls nur bis 2 Kön. 4. Die obige Stelle von dem Könige Conrad lautet hier folgender Gestalt:

Min liebir Herre durch den ich
An diz buch noch min erbeit
Mit getichte han geleit
Vnd iz mit gottis helfe wil
Für sich tichten uf daz zil

Ob

Ob mir gott der jare gan
Das ich im mag gedienen dran
Daſ iſt der kunig Chunrat
Des keiſers kint der mir hat
Geboten und des bete mih.
Geruchte biten des, daſ ich
Durch in dü mere tichte
Von anegenge berichte u. ſ. f.

8. In der Wolfenbüttelischen Bibliothek befindet ſich eine Abſchrift unter der Aufſchrift: Hie hebt ſich an die Wiebel und die Chronic u. ſ. f. Die beyden erſten Verſe lauten hier ſo:

Chriſt herr uber alle chraft
Voit himmeliſcher herſchafft.

Es ſollen ſich auf dieſer Biblothek noch zwey Abſchriften befinden, von welchen ich doch keine weitere Nachricht geben kann. Eben ſo wenig kann ich von den von Hottingern in Bibliothecario quadripartito, S. 147. Joh. Friedrich Maiern in hiſt. verſ. German. Biblior. und Joh. Sauberto in Palaeſtra theol. philol. S. 193, erwähnten Abſchriften ſagen. 9. Endlich die Hamburgiſche, aus der Uffenbachiſchen Bibliothek, welche Herr D. Schütz in dem gegenwärtigen Werke heraus gegeben hat. Die mehrmahls angeführte Stelle lautet hier ſo:

Min liber herre durch den ich
An diz buch nach mynre arbeit
Min gediechte geleit
Vnde ez mit godes helffe wil
Vorbaz diechten uff daz ziel
Obe mir got der eren gan
Daz ich yme mag gedienen daran.
Des keisers kint der mir hat
Geboden daz ich do diechte
Durch yne die mere von angenge beriechte
Wie got nach ir werde
Geschueff hiemel vnde erde, u. s. f.

Aus dem obigen erhellet, daß die Hamburgische Abschrift eine der unvollständigsten ist, und daß es an andern Orten weit vollständigere gibt, ob sie gleich gar sehr von einander abweichen, indem jeder Abschreiber, nach der Gewohnheit der mittlern Zeit, den Text nicht nur nach seiner Mundart veränderte, sondern auch wohl nach Belieben davon und dazu that.

Wer der Verfasser dieser übersetzung gewesen, ist noch sehr unbekannt. Theodor Bibliander de ratione communi omnium linguarum, S. 49, der gleichfalls eine Abschrift gelesen zu haben versichert, gibt einen Rudolph von Hohen-Ems für den Verfasser an, und ihm sind fast alle spätere Schriftsteller gefolget, nur

mit dem Unterschiede, daß sie den Verfasser bald Rudolph von Emse, bald von Anse nennen. Wenigstens ist mir niemand bekannt, der diese Behauptung aus einer der angeführten Abschriften bewiesen hätte. So viel ist gewiß, daß die Deutsche Dichtkunst in dem Hohen-Emsischen Hause in den mittlern Zeiten sehr beliebt war, und daß sich auf ihrem ehemahligen Stammschlosse noch jetzt ein Schatz alter Deutscher Dichter befindet. Herr Doct. Schütz hält zwar einen gewissen Henricum für den Verfasser, weil sich zu Ende der Hamburgischen Handschrift die Worte befinden:

Nomen scriptoris si tu cognoscere gliscis

Cus ri hen verte tibi nomen fiat aperte - - muck.

Allein man siehet bald, daß hier bloß der Abschreiber, nicht aber der Verfasser bezeichnet werden soll.

Die zweyte Arbeit dieser Art ist auf Veranlassung Heinrichs, Landgrafens in Thüringen, unternommen worden. Das kann wohl kein anderer seyn, als Heinrich Raspo, der letzte Thüringische Landgraf, welcher 1240 Landgraf ward, sich 1246 gegen Friedrich 2 zum Kaiser wählen ließ, und 1247 starb; man müßte denn auf seinen Nachfolger, Markgrafen Heinrich den erleuchteten, von Meissen, rathen, welcher selbst ein Dichter war. Im erstern Falle wäre diese Arbeit älter, als die Conradinische. Abschriften davon befinden sich, so viel ich

weiß: 1. in der herzoglichen Bibliothek zu Gotha, welche sich so anfänget:

Crist herre keiser uber alle craft
Voit himelischer herschaft
Gott kunic über allir engel her
Dir dienet gar an alle wer
Swas in sinen namen ie
Geschepfete eigenschaft entphie u. s. f.

Und die Stelle, worin des Landgrafen gedacht wird, lautet folgender Gestalt:

Min here lantgrefe Heinrich
Von Duringen der vurste wert
Der des hat an mir gegert
Dan ich das buch berichte
Von Latin in Dutsch getichte.

Diese Abschrift gehet nur bis auf das Buch der Richter, nach dessen Endigung die Worte folgen: Finito libro sit laus et gloria Christo. Ich entlehne diese kurze Nachricht aus Gottscheds Neuesten B. 1. S. 246, der diese Abschrift in Händen hatte. Cyprian de Biblioth. Gothana gedenkt S. 18 eines ähnlichen in eben derselben Bibliothek befindlichen Chronici universalis, dessen erste zwey Zeilen gerade die oben angeführten sind, von welchem er aber hinzu setzt, daß es bis auf Papst Urban 3 gehe. Vermuthlich ist es also von dem vorigen noch

verschie-

verschieden. Tenzel in monathl. Unterredungen 1691, S. 923 gedenkt noch einer in der Gothaischen Bibliothek befindlichen Handschrift in Fol. auf Papier, welche eine gereimte Chronik von Anfang der Welt bis auf den Kaiser Friedrich 2 enthält, an welcher aber das erste Blatt fehlet. Dieses scheinet vielmehr eine Abschrift der vorigen Conradinischen Arbeit zu seyn. 2. J. G. Schelhorn beschreibt in den Beytr. zur krit. Hist. der Deutschen Sprache B. 1. S. 593 f. eine sehr prächtige Abschrift, von welcher er glaubt, daß sie dem Landgrafen Heinrich selbst gehöret habe; aber ohne dabey zu bemerken, wo sie sich befindet, welches desto unangenehmer ist, da sie eine der vollständigsten ist, und bis auf den Sultan Saladin gehet. Sie fängt sich an, wie die vorigen:

Christ herre über alle kraft
Voyt himlischer herschaft.

Der Verfasser gibt in der Einleitung seine Quellen sehr aufrichtig an, welche außer der Bibel, Gottfried von Pieeren (von Viterbo,) und die Historia scholastica sind. Die obige Stelle lautet hier so:

Dez gepet mich gepeten hat
Daz ich daran arbait mich
Mein herr der lantgraf *Hainreich*
Von Dürgen der vürst wert
Der dez hat an mich gegert

 Daz

Daz ich daz püch bericht
Von Latin in Däutſch ticht
Dez dienſtes und der arbait
Sol ich nu gern ſein bereit.

3. Eine ähnliche, aber bey weitem nicht ſo vollſtändige Abſchrift befindet ſich auf der hieſigen Pauliner-Bibliothek, welche Horn in der Hand-Bibliothek S. 775 f. beſchreibet und weitläufige Stellen daraus anführet. Der Anfang und die Veranlaſſung des Buches kommen, bis auf einige orthographiſche Abweichungen, genau mit der vorigen überein. 4. Daß ſich eine ähnliche Abſchrift auch in der herzoglichen Bibliothek zu Weimar befinden müſſe, läßt ſich aus Geßners Gratiar. act. pro commiſſ. Bibl. Duc. S. 56 ſchließen. 5. Auch die auf der hieſigen Raths-Bibliothek befindliche Hiſtoria ſcholaſtica rhythmis Germanicis iſt vermuthlich nichts anders.

Wer der Verfaſſer dieſer zweyten Arbeit ſey, wird, ſo viel ich weiß, nirgends gemeldet. Aus dem obigen erhellet, daß ſie mit der Conradiniſchen viele Ähnlichkeit hat, und daß die eine vermuthlich nur eine Nachahmung der andern iſt. Iſt Landgraf Heinrich von Thüringen wirklich Heinrich Raſpo, ſo iſt die letztere das Original, die erſtere aber nur eine Copie.

Es gibt hin und wieder noch mehrere Abschriften, z. B. in der königlichen Bibliothek zu Berlin; allein, da mir genauere Nachrichten davon fehlen, so weiß ich nicht, zu welcher von beyden vorigen Arbeiten ich sie rechnen soll. Goldast in Paraenet. vet. gedenkt mehrmahls auch eines Conrad von Helmstorf Collationis novi testamenti cum veteri historia, welche Löscher in Litterat. Celta S. 7. Biblia abbreviata nennet, und in das vierzehente Jahrhundert setzt. Allem Ansehen nach ist sie auch nichts anders, als entweder eine ähnliche Arbeit, oder eine Umarbeitung einer der vorigen.

Ich bin bey diesen Nachrichten ein wenig umständlich gewesen, um andere, welche Gelegenheit dazu haben, dadurch zu veranlassen, die hin und wieder noch vorhandenen Abschriften ein wenig genauer zu untersuchen, und wo möglich mit einander zu vergleichen, weil dadurch ein nicht unbedeutender Umstand in der gelehrten Geschichte des mittlern Zeitalters aufgekläret werden kann.

Um wieder auf das gegenwärtige Werk zu kommen, so ist es, wie schon bemerket worden, ein Abdruck einer sehr unvollkommenen Abschrift der von Conrad 4 veranstalteten Übersetzung, Herr D. Schütz hält die Handschrift, woraus derselbe veranstaltet worden, für

 gleich-

gleichzeitig; allein sie scheinet, der Sprache nach, eine der jüngsten zu seyn, daher sie in dem Uffenbachischen Verzeichnisse gewiß nicht zu jung gemacht worden, wenn sie daselbst in den Anfang des vierzehenten Jahrhunderts gesetzt wird. Herr D. Schütz liefert in dem ersten Theile, das Buch Josua, der Richter, Ruth, und das erste Buch Samuelis, und in dem zweyten, das Fragment des zweyten Buches Mosis, nebst dem dritten, vierten und fünften Buche, das zweyte Buch Samuelis und ein Fragment von dem ersten Buche der Könige, so weit nähmlich die Handschrift reicht. Warum hier von der natürlichen Ordnung abgegangen, und die Bücher Mosis in den zweyten Band gesetzt worden, wird uns nicht gesagt.

Es ist unnöthig, von dem Inhalte selbst etwas hinzu zu setzen, indem derselbe sowohl von der Seite der Geschichte, als der Dichtung betrachtet, sehr unbedeutend und unwichtig ist. Daß der Übersetzer sich nicht allein an die Vulgata gehalten, sondern hin und wieder weltliche Geschichte aus den oben schon genannten Quellen mit eingemischet, und alles nach seiner Art paraphrasiret hat, ist bereits in dem vorigen bemerket worden.

Desto wichtiger ist dieses Werk und alle ähnliche für den Sprachforscher, der nicht zu viel Denkmähler dieser Art bekommen kann, veraltete Stämme noch gangbarer

Wörter zu entdecken, den Stufengang der Bedeutungen vollzählig zu machen, und den Grund mancher unbekannter Analogien einzusehen. Herr D. Schütz verdienet daher für die Bekanntmachung dieses Alterthumes allen Dank, zumahl da er zur Erleichterung seiner Leser die dunkelen und veralteten Wörter am Ende des zweyten Theiles kurz aber doch hinlänglich erkläret hat. Da die Hamburgische öffentliche Bibliothek noch mehrere, und zum Theil noch wichtigere Schätze dieser Art besitzet, so ist sehr zu wünschen, daß man sie auf ähnliche Art bekannt machen möge.

II.

Proverbiorum Copia, etlich viel hundert Lateinischer und Teutscher schöner und lieblicher Sprichwörter, wie die Teutschen auf Latein und die Lateinischen auf Teutsch ausgesprochen, mit schönen Historien, Apologis, Fabeln und Gedichten geziert, durch Eucharium Eyering, weiland Pfarrherrn zu Streuffdorf. Eisleben, 1601. 2 Alph. 4 Bog. in 8.

Da dieser längst vergessene Dichter wenigstens aus einer Ursache merkwürdig ist, so wird es nicht undienlich seyn, sein Andenken hier mit wenigem zu erneuern.

Von dem Verfasser weiß ich wenig mehr, als was auf dem Titel von ihm gesagt wird, daß er Pfarrherr zu Streuffdorf, vermuthlich im Mansfeldischen gewesen, und daß er 1601 bereits verstorben war. In dem Buche selbst versichert er S. 121 und 784, daß er aus Königshofen im Grabfelde gebürtig gewesen. Nach J. C. Wenzel in Anal. hymnicis B. 1. St. 2. S. 58, hat er auch Sommer-Theil der Evangelien gesangweise, 1589. 8. und Sommer- und Winter-Theil der

Evangelien gesangweise geschrieben, welches letztere sich handschriftlich in der Uffenbachischen Bibliothek befand.

Von gegenwärtigem Werke über die Sprichwörter gibt Hr. Joh. Georg Schelhorn in seinen Ergötzlichkeiten Th. 2. S. 120 f. einige Nachricht, woraus erhellet, daß es eigentlich aus drey Bänden bestehet, welche zu Eißleben von 1601 bis 1603 heraus gekommen sind, aber sehr selten beysammen angetroffen werden. Da der Verfasser seine Sprichwörter nach den Anfangsbuchstaben geordnet hat, so gehet der erste Theil von A bis D, der zweyte von E bis G und der dritte von H bis Z.

Daß der Verfasser von einem Sprichworte keinen deutlichen Begriff gehabt hat, sondern bald eine Sentenz, bald ein Gleichniß, bald gar nur eine bildliche Redensart dafür hält, wird man ihm hoffentlich gern vergeben, indem sich dieser Vorwurf fast allen ähnlichen Arbeiten dieser Zeit machen läßt. Das Sprichwort, oder was der Verfasser dafür ansiehet, ist erst in das Lateinische übersetzt, und dann folgt eine poetische oder vielmehr gereimte Erklärung in einer weitschweiffigen prosaischen Schreibart, so wie man sie aus seinem Zeitalter vermuthen kann. Mit unter auch Plumpheit und Schmutz.

Was indessen diese Arbeit, mir wenigstens, merkwürdig macht, sind die vielen mit eingestreuten Erzählungen und Fabeln, die freylich nicht alle von des Verfassers Erfindung sind, besonders was die Fabeln betrifft, welche er fast insgesammt aus den zu seiner Zeit gangbaren Quellen geschöpfet, aber sie größten Theils erträglich erzählet hat. Und in so fern verdienet auch dieses Werk einige Aufmerksamkeit, indem unsere Litteratur von Burkhard Waldis an bis auf die neuern Zeiten an Fabeldichtern so unfruchtbar ist, wovon sich die Ursachen leicht angeben ließen, wenn hier der Ort dazu wäre. Ich will vielmehr ein Beyspiel von des Verfassers Art zu erzählen hier mittheilen.

* * *

Die Fabel von den Affen und der Älster lautet hier folgender Gestalt.

Deßgleich der Aygerhätz es gieng,
Die sich dermal eins vnterfieng,
Vnd sich in frembde hendel schlug,
Darzu sie wider recht noch fug,
Den Affen Raht, lehr geben wolt,
Die krigt eben ein solchen Sold,
Dann als die Affen Winters zeit,
Der Kelt auch gern weren gefreyt,
In einem dicken Wald warn leben,
Darein der Mond sein schein thet geben,

Zwischen

Zwischen den Beumen wie ein Liecht,
Vnd sonst (vor viel der Beumen) nicht,
Meinten die Affen all gemein,
Solcher schein thet ein Fewer sein,
Vnd hetten allesampt kein ruh,
Trugen im Wald viel Holz herzu,
Vnd legtens an des Mondes schein,
Bliesen mit Affen Meulern drein,
Stunden all vmb das Fewer rumb,
Wie viel jr waren in der Sum,
Wermbten jhr vnbedeckte Kunst,
Dann sie kein Schurtzfleck haben sunst,
Vnd jn der schwanz ist abgefrorn,
Auch hinten nackend gehn wie forn,
Den Fuchs vmb sonst gesprochen an,
Seins schwantzs eins theils jn zu zu lan,
Bey solchem Affen fewer kalt,
Da stund ein grosser Baum im Wald,
Darauff saß manches Vögelein,
Ein Aygerhätz was vnter jhn,
Ein verrehtrischer schwätzer schnöd,
Den man gern zu eim wechter hat,
Wen er nur nicht gern Eyer freß,
Vnd ließ den Weibern jhre Käß,
Der flog herab vnd thet sie straffen,
Vnd sprach, O jhr nerrischen Affen,
Was steht jhr hie, die sonst so stoltz,
Vnd wermbt euch bey dem kalten holtz,

Vnd bey dem kalten Mondes schein,
Ihr müst ja leppisch Narren sein,
Das ihr zwischen Fewer vnd Mon,
So gar kein vnterscheid künd han,
Vnd wolt die kelt mit kelt vertreiben,
Ich raht euch trewlich, lasts nur bleiben,
Die Affen wurden vngeschlacht,
Meinten die hätz hett sie veracht,
Vnd sprachen, wolstu straffen thon
Endern das man nicht endern kan,
Vnd strafften die Hätzm darumb,
Das sie als bald vmbs Leben kam,
Wann sie sich nicht mit solcher red,
In fremd hendel geschlagen het,
Vnd den Affen ir Kirms dermassen,
Zu Winters zeit allein gelassen,
So het sie kein solch end genommen,
Kein solchen Ablaß da bekommen.

Wüßte mir jemand von meinen Lesern die beyden übrigen Theile nachzuweisen, so würde er mich sehr verbinden.

Inhalt.

Inhalt.

I.

Abhandlungen.

1.
Beweis der fortschreitenden Cultur des menschlichen Geistes aus der Vergleichung der ältern Sprachen mit den neuern, S. 3

2.
Von dem Hochdeutschen ß, S. 29

3.
Litteratur der Deutschen Mundarten, S. 44

4.
Von veralteten Wörtern, S. 61

5.
Von Deutschen Monatsnahmen, S. 78

6.
Der Sprachgebrauch gilt mehr als Analogie und Regeln, S. 83

7.
Zusatz zur ersten und fünften Abhandlung des vorigen Stückes, S. 104

II. Recen-

II.

Recensionen.

8.

Herrn Schwan's Dictonnaire Allemand & François, S. 109

9.

Herrn Moritz Deutsche Sprachlehre für die Damen, S. 129

10.

Gereimte Übersetzung der Deutschen Bibel aus dem dreyzehenten Jahrhunderte heraus gegeben von Herrn D. Schütz, S. 139

11.

Eucharii Eyerings Deutsche Sprichwörter, S. 154

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Adelung, Johann Christoph, 1734-1806

Magazin für die Deutsche Sprache

Bd.: 1,2

Leipzig (1782)

L.germ. 8-1,1/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583303-9
VD18 80252451-001